

Spanier und Azteken mit »Staaten« zu tun haben. Das mag stimmen, doch leider hat diese Feststellung wenig Aussagekraft, da es sich augenscheinlich um gänzlich unterschiedliche Organisationsarten handelt.

Die Azteken stellen insofern wohl das interessanteste Beispiel dar, da es in beiden Wissenschaften eine lange Forschungstradition zu diesem Thema gibt. Hierbei ist es interessant zu beobachten, dass gerade die Kriege der Azteken den Anthropologen einiges an Kopfzerbrechen bereiteten, denn bei ihnen gab es offensichtlich nicht nur eine Art von Krieg. So weit man die Geschichte vor der »spanischen« Eroberung⁹ rekonstruieren kann, gab es einerseits die »gewöhnlichen Kriege«, Kriege die – wie Barry L. Isaac ausführt – die typischen Merkmale von Auseinandersetzungen von Gesellschaften auf einem staatlichen Level aufweisen: »[...] heavy slaughter of the enemy on the battlefield, calculated slaughter of noncombatants to lower the enemy's capacity to resist further or rebel later, the brutalization of selected communities as object lessons, seizure of agricultural lands, the burning of temples and other elite structures, and the incorporation of the vanquished into the victor's polity as tributaries«.¹⁰ Andererseits aber gab es eine Form des Krieges, die diesbezüglich fehl am Platz wirkt. Die so genannten »Blumenkriege« (*xochiyaoyotl*) waren gänzlich anders ausgerichtet und hatten mit Erstgenannten nur wenig gemein. Diese Kriege dienten zumindest nicht direkt der Eroberung und obwohl auch bei diesen Auseinandersetzungen getötet wurde, hielten sich die Zahlen in Grenzen. Wie Ross Hassig betont, waren »flowery wars [...] part of a long-term strategy, with what were essentially demonstrations of military prowess in which equal numbers of soldiers from both sides fought in hand-to-hand combat to display their skills«.¹¹ In manchen Fällen konnten diese Auseinandersetzungen zwar auch eskalieren, doch bedurfte es dabei ohne Zweifel von vornherein gemeinsamer Konventionen, die in den »üblichen« Kriegen fehlten. Ein besonderes Charakteristikum dieser Kriege war vor allem die Einhaltung gewisser Gepflogenheiten zwischen den jeweiligen Anführern, was zeitgenössische Chronisten dazu bewog, das Ganze als »Spiel« zu bezeichnen.¹² Diese Umschreibung halte ich für treffend, denn ob-

⁹ Warum an dieser Stelle Anführungszeichen angeführt sind, wird der Artikel von Gerald Weigl klären.

¹⁰ Isaac 1983, 128.

¹¹ Hassig 1992, 86.

¹² Hicks 1979, 88.

wohl es – im Gegensatz zu einem Spiel – im Krieg nicht immer einen Sieger geben muss, so haben doch beide ein entscheidendes Merkmal gemein – Regeln.

Es wird gemeinhin angenommen, dass zur Zeit der spanischen Eroberung die Organisation der aztekischen *calpulli* (*lineages*) bereits stark an Bedeutung verloren hatte und tatsächlich so etwas wie eine reine Klassengesellschaft existierte, doch gerade die bis zuletzt vorhandenen »Blumenkriege« zeigen vielleicht ein anderes Bild – vor allem wenn man in Rechnung stellt, dass diese Art von Krieg eng mit der Organisation der *calpulli* verknüpft war und man aufgrund des bisher Gesagten annehmen kann, dass es in früherer Zeit genau umgekehrt war, also diese geregelte Art von Krieg die »übliche« Variante darstellte.¹³ Diese Entwicklungen sind durchaus vergleichbar mit Vorgängen im spätmittelalterlichen Europa, denn auch im Falle der Auseinandersetzungen zwischen »Frankreich« und »England« ist eine solche Entwicklung zu beobachten.¹⁴ Am Beginn des 100-jährigen Krieges haben wir es mit Sicherheit noch mit keiner entwickelten staatlichen Organisation zu tun, sondern – zumindest im Falle Frankreichs – erst am Ende des Krieges. Kann man zunächst nur von der Auseinandersetzung zwischen zwei (eigentlich französischen) Gentilgruppen sprechen, so wird auch hier mit zunehmender Dauer des Krieges und der Herausbildung eines nationalstaatlichen Charakters der Regelverlust im Krieg sichtbar.

Auch wenn die Beispiele die Kooperationsmöglichkeiten zwischen den Fächern demonstrieren, so eingeschränkt bleibt ihr Fokus vor allem in quantitativer Hinsicht. In den oben genannten Fällen wurde der Prozess, infolge dessen es zu solchen Regelverlusten kam, nur beschleunigt bzw. wurden die Gesellschaften durch die historischen Gegebenheiten auf eine »Stufe« gehievt, die nicht allzu weit von ihrer bisherigen entfernt war. Sowohl bei den Azteken als auch bei den Franzosen waren es nachweislich historische Ereignisse und nicht materialistische Faktoren, die eine »state formation« vorantrieben. Gab im einen Fall der Tod eines gegnerischen Königs den Ausschlag,¹⁵ so war es im anderen Fall die Auseinandersetzung selbst, die aus dem französischen »König« die französische »Krone« mach-

¹³ Vgl. Rounds 1979.

¹⁴ Vgl. dazu Moriarty 1969.

¹⁵ Rounds 1979.

te. Diese Entwicklungen, bei denen wohl nur die letzten Regelmäßigkeiten verloren gingen, bilden aber – und das müssen wir uns vor Augen führen – mit Sicherheit die historische Ausnahme.

Wie ich oben bereits versucht habe anzudeuten, waren (und sind) auch im Falle »primitiver« Gesellschaften (die sich weit weg von staatlichen Strukturen befanden) immer wieder Eskalationen infolge kriegerischer Handlungen zu beobachten, die sowohl auf die Gesamtpopulation als auch auf die soziopolitischen Gegebenheiten massive Auswirkungen hatten. Zahlreiche Beispiele blutiger und »brutaler« Auseinandersetzungen in und zwischen nicht-staatlichen Gesellschaften scheinen die eben angeführten Argumente hinsichtlich einer Begrenzung und Regulierung zu widerlegen. Wenn es diese Regeln des »primitiven« Krieges wirklich gibt, wieso wirken sich dann diverse Auseinandersetzungen dennoch so destruktiv aus? Wie bei den politischen Gegebenheiten der Zulus oder den Irokesen handelt es sich hier eben nicht um unveränderliche Prinzipien, sondern um Prinzipien, die natürlich historischen Einflüssen ausgesetzt sind.

Wie z.B. Jane B. Ross schreibt, hatte der Kontakt der Jívaro-Indianer im oberen Amazonasgebiet mit westlichen Gesellschaften massive Auswirkungen auf die kriegerischen Auseinandersetzungen in diesem Gebiet. Vor allem durch Epidemien, Versklavung, territoriale Eingrenzung oder Vertreibung und andere Veränderungen, wie die Einführung von Metallwerkzeugen, neuer Waffentechniken und dem Anbau neuer Kulturpflanzen wurden die einzelnen Indianergesellschaften entweder stark dezimiert oder in Abhängigkeiten getrieben, aus denen es praktisch kein Entrinnen mehr gab. Während die Auseinandersetzungen vor der Zeit des Kontakts in unmittelbarem Zusammenhang mit der Subsistenzgrundlage der dortigen Bevölkerung standen und eine hohe Funktionalität in Bezug auf die Verteilung von Ressourcen und Bevölkerung aufwiesen, bewirkte die Allianzpolitik der Portugiesen mit einigen der indigenen Gruppen, dass das bisher wirkende Beziehungsgeflecht durch handelsorientierte Faktoren weitgehend aufgelöst wurde. Die Indianergruppen wurden gegeneinander aufgebracht, und einige führten im Auftrag der Portugiesen Kriege gegen andere Gruppen, um das umliegende Gebiet für den Handel zu sichern. Der Sklavenhandel verschärfte die Situation weiter, so dass den übrigen Gruppen nicht anderes mehr übrig blieb, als ebenfalls mit roher Gewalt zu antworten. Die Ironie dabei: In den wenigsten Fällen waren die imperialistischen Mächte selbst am Werk. Die zuvor bestehenden Konzessionen – und mit diesen die bisher wirkenden Antieskalationsriegel – waren weitgehend aufge-

hoben, was zur (gegenseitigen) Auslöschung zahlreicher Bevölkerungsgruppen führte.¹⁶ Bezeichnend waren auch die Vorkommnisse im indonesischen Raum: Das *adat* (Gewohnheitsrecht), Sitte, Tradition) verbot den Indigenen unter anderem eine Zerstörung der Infrastruktur gegnerischer Gruppen, doch für Niederländer galt dies freilich nicht. Während die Einheimischen die Felder von gegnerischen Gruppen grundsätzlich verschonten, ließen die Holländer geradewegs darüber und vernichteten somit die landwirtschaftlichen Lebensgrundlagen. Dies setzte eine dementsprechende Kettenreaktion in Gang, die bis heute anhält.

Diese Darstellungen sind sicherlich nicht als Ausnahme zu betrachten, sie stellen wohl vielmehr die Norm dar.¹⁷ Die mit Abstand meisten Konflikte nicht-staatlicher Gesellschaften, bei denen keine oder nur sehr wenig Regulierungsmechanismen vorhanden sind, wurden durch den Einfluss westlicher Gesellschaften hervorgerufen. Um dies zu illustrieren, noch ein Blick zurück zu den Azteken, diesmal aber unter veränderten Vorzeichen: Ross Hassig beschreibt diesbezüglich, was passiert, wenn Strukturen aufeinander treffen: »Nevertheless, even without conquest, Aztec pressure sparked political development. Leaders of substate polities typically lacked the ability to act in a decisive and binding way, but the dangers of provoking a hostile Aztec response were so great, that Yope leaders were able to control their members through the use of force in a way that was usually alien to non-state societies [...] This statelike political control was not supported by an equally sophisticated internal political structure [...]«¹⁸ Der zuerst beschriebene Regieverlust im Krieg ist somit nur Ausdruck eines Verlusts traditioneller Organisationsprinzipien auf breiter Basis.

Damit soll vor allem eines deutlich gemacht werden: Während sich die aztekische und die französische Gesellschaft durch die historischen Umstände nur in einem eingeschränkten Maße transformierten und es hier mehr oder weniger zu einer Koevolution kam, hatten und haben (!) andere Gesellschaften dazu keine Chance. Ist der evolutionäre Unterschied zu groß (etwa beim Aufeinandertreffen von Sammler- und Jägergesellschaften und staatlichen Gesellschaften), dann kommt es vielmehr zu einem »clash« – die Folgen sind ebenso absehbar wie fatal. Tatsächlich gibt es Zyniker, die die

¹⁶ Ross 1984.

¹⁷ Vgl. auch Harner 1972, Vayda 1970, Rappaport 1968 und ganz allgemein den Band von Ferguson 1992.

¹⁸ Hassig 1992, 90.

hier dargelegte Darstellung invertieren und das Festhalten der Indigenen an traditionellen Strukturen als einen Hinderungsgrund für den Weg in die »Moderne« sehen. Damit wird aber zwangsläufig behauptet, dass die meisten indigenen Gesellschaften im wahrsten Sinn des Wortes rückständig und an ihrer Situation selbst schuld sind – eine Vorstellung, die wohl in Hinblick auf die bisherigen Ausführungen keines weiteren Kommentars bedarf.

Der feine Unterschied

Aktuelle Problemstellungen wie diese wurden aber nicht nur von der Geschichtswissenschaft, sondern auch von anthropologischer Seite her vernachlässigt. Lange wurde so getan, als ob es sich bei nicht-staatlichen Gesellschaften um abgeschlossene Systeme handelt. Das ist natürlich Unsinn – es hat zu jeder Zeit mehr oder weniger Kontakte zu umliegenden und »außenstehenden« Gesellschaften gegeben, und besonders in Bezug auf den »primitiven« Krieg sollten wir aufhören zu glauben, dass die aktuellen Erscheinungen dieser Kriege auch die ursprünglichen sind.¹⁹ Es ist ebenso absurd zu glauben, dass sich besonders unterlegene Gesellschaften nach einem – zumeist fatalen – Kontakt nicht mehr verändern würden. Tatsächlich verschwinden sie lediglich aus unserem unmittelbaren Fokus. In den meisten dieser Fälle kam es zur Entwicklung und Ausprägung an dysfunktionalen und disintegrativen Kulturelementen, die schließlich die kriegerischen Aktivitäten eskalieren ließen – die aktuellen Zustände am afrikanischen und südamerikanischen Kontinent legen davon Zeugnis ab.

Natürlich hat es seitens der Geschichtswissenschaft immer wieder Versuche gegeben, über den eigenen epistemologischen Rahmen zu springen und sich anderen Wissenschaften anzunähern, nicht zuletzt um auch den komplexeren Fragen der Gegenwart zu begegnen. Die »Historische Anthropologie«²⁰ sei hier nur als ein Beispiel erwähnt: Hier treffen sich klassische Geschichtswissenschaft und Soziologie und damit gleichzeitig eine Fülle von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden. Doch so schön die Bezeichnung dieser jungen Wissenschaft ist, und wie fruchtbar solch eine Annäherung auch zu sein scheint, so eingeschränkt bleibt sie in einem gewissen Sinne. Denn Voraussetzung hierfür ist zwar eine – durchaus gerechtfertigte – Ablehnung einer Idee der Einheitsge-

¹⁹ Ferguson 1992, xii.

²⁰ Siehe ganz allgemein dazu Dressel (1996).

schichte, doch gleichzeitig ist das Ergebnis auch die Teilung einer wie immer gearteten größeren Perspektive in viele kleine »Geschichten«, die sich vor allem auf die Wahrnehmung und Identitäten von Individuen und gesellschaftlichen Kleingruppen konzentrieren.²¹ Forscher, die diese Wissenschaft vertreten, sehen den Drang, anthropologische Universalien zu erforschen als vernachlässigbar und das Beobachten von orts- und zeitübergreifenden Strukturen und Gesetzmäßigkeiten als gescheiterte Unternehmung an. Ohne diese Bemühungen komme man – so das Argument – zu kleineren, dafür aber eindeutigeren Antworten.

Besonders die beiden folgenden Darstellungen aber sind in vielerlei Hinsicht anders orientiert. Im Mittelpunkt der Beiträge stehen keinesfalls bloße Darstellungen im Rahmen mikrohistorischer Erzählungen, sondern hier hat man es sich zur Aufgabe gemacht, die Ergebnisse lokal begrenzter Forschungen in ein breiteres Konzept einzubauen, das den Krieg als strukturelle Erscheinung sozialer Systeme begreift. Obwohl es einfach wäre, eine neue Theorie zu jeweils beiden Konfliktherden vorzubringen (die vermutlich eine gewisse Plausibilität für sich in Anspruch nehmen könnte, damit aber nur eine unter vielen wäre), stellen beide Autoren eine Dekonstruktion geläufiger Theorien ins Zentrum ihrer Untersuchungen und versuchen damit ihre Ansätze als wirkliche Alternative zu präsentieren. Besonders Gerald Weigl wagt sich mit seinen Untersuchungen zu den Azteken wohl bewusst in ein Gebiet vor, das Anthropologen seit Jahrzehnten ausführlich behandeln und dessen Problematik ich in Umrissen skizzieren wollte. Auch Steffelbauer will nicht nur einzelne Erscheinungen des Krieges interpretieren, sondern historische Vorgänge als Teil übergeordneter Strukturen begreifen, die – und das ist entscheidend – nicht nur die kriegerischen Aktivitäten selbst mit einschließen. Dass er damit die vermeintlichen Verlierer der antiken Auseinandersetzung – die Perser – wieder in den oben erwähnten Fokus der Betrachtung bringt, aus dem sie vor langer Zeit ausgeklammert wurden, ist nur eine logische Folge seiner breiten Fragestellungen, die konzeptuell zusammenhängen. Mittels dieser Fragestellungen können beide Autoren letztlich zeigen, dass die älteren Erklärungen zumindest drei Hauptmerkmale aufweisen – sie sind kurz, einleuchtend und falsch.

Trotz rühmlicher Ausnahmen, widmen sich Historiker jedoch im Allgemeinen immer noch mehr der Rekonstruktion »vergangen-

²¹ Siehe u.a. Shorter (1977), der auf exzellente Weise die Sinnhaftigkeit dieses Ansatzes herausstreich.

ner Gegenwart« als der Erläuterung »gegenwärtiger Vergangenheiten«. Die Frage nach der Relevanz der Ergebnisse für die Gegenwart – und sei es wie im Fall der folgenden Beiträge die Infragestellung althergebrachter und immer noch wirkender Gemeinplätze – wird nur selten gestellt und insofern besteht hier doch noch ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Wissenschaften. Obwohl dieses Bild der Geschichtswissenschaft zumindest teilweise veraltet scheint, und umgekehrt in der Anthropologie die Zeiten der Vergangenheit angehören, in denen ein Kongress zur Anthropologie des Krieges voll im Zeichen des Vietnamkrieges stand,²² so sind es heute dennoch großteils Anthropologen, die einen Gegenwortsbezug sämtlicher Kulturwissenschaften einfordern. In Anbetracht dieser – meines Erachtens gerechtfertigten – Forderung könnten wir in weiterer Folge erörtern, ob die hier beschriebenen Mechanismen, die wir einmal hatten, auch die sind, die wir wieder brauchen.

Literatur

- Dressel 1996 = Gerd Dressel, Historische Anthropologie – Eine Einführung, Wien 1996.
 Ferguson 1992 = Brian Ferguson (Hg.), War in the Tribal Zone: Expanding States and Indigenous Warfare, Santa Fe 1992.
 Fried 1971 = Morton Fried (Hg.), Der Krieg – Zur Anthropologie der Aggression und des bewaffneten Konflikts, Frankfurt am Main 1971 [orig. 1967].
 Gould 1980 = Stephen J. Gould, The Panda's Thumb, New York 1980.
 Haas 1990 = Jonathan Haas (Hg.), The Anthropology of War, Cambridge 1990.
 Harner 1972 = Michael Harner, The Jívaro: People of the Sacred Waterfalls, Garden City 1972.
 Hassig 1992 = Ross Hassig, Aztec and Spanish Conquest in Mesoamerica, in: Ferguson (1992) 83-102.
 Hicks 1979 = Frederic Hicks, »Flowery war« in Aztec History, in: American Ethnologist 6/1, 87-92, 1979.
 Hill 1994 = Jack Hill, Biology, Prestige and the Origin of States, in: Journal of Social and Evolutionary Systems 17/2, 213-225, 1994.
 Isaac 1983a = Barry L. Isaac, Aztec Warfare: Goals and Battlefield Comportment, in: Ethnology 22/2, 121-131, 1983.
 Keeley 1996 = Lawrence Keeley, War before Civilization – The Myth of the Peaceful Savage, New York-Oxford 1996.
 Lukas 2000 = Helmut Lukas, Egalität und Ungleichheit. Eine sozial-anthropologische Analyse der Sozialstruktur der vorkolonialen Toba-Batak Samosirs, (Habilitationsschrift) Wien 2000.

²² Fried 1971.

Masters 1982 = Roger D. Masters, Evolutionary biology, Political Theory and the State, in: Journal of Social and Biological Structures 5, 439-450, 1982.

Moriarty 1969 = James Moriarty, Ritual Combat. A Comparison of the Aztec »war of flowers« and the medieval »mèlée.« (Miscellaneous series 9, Museum of Anthropology) Colorado State University 1969.

Price 1978 = Barbara J. Price, Secondary State Formation: An Explanatory Model, in: Cohen R. und Service E.R. (Hg.) Origins of the State – The Anthropology of Political Evolution, Philadelphia 1978.

Rappaport 1968 = Roy Rappaport, Pigs for the Ancestors, New Haven 1968.

Romm 1986 = Stuart Romm, Political Conflict, Role Differentiation and State Formation: A Case Study of the Zulus, in: Social Science Information 25/3, 607-645, 1986.

Ross 1984 = Jane B. Ross, Effects of Contact on Revenge Hostilities among the Achuará Jívaro, in: Ferguson Brian R. (Hg.) Warfare, Culture and Environment, Orlando [u.a.] 1984, 83-109.

Rounds 1979 = J. Rounds, Lineage, Class, and Power in the Aztec State, in: American Ethnologist 6/1, 78-87, 1979.

Shorter 1977 = Edward Shorter, Die Geburt der modernen Familie, Hamburg 1977 [orig. 1975].

Vayda 1970 = Andrew Vayda, Maoris and Muskets in New Zealand: Disruption of a War System, in: Political Science Quarterly 85, 560-584, 1970.

Glossar

Historische Anthropologie – Strömung innerhalb der, vor allem deutschsprachigen Geschichtswissenschaft seit den 70er-Jahren, welche als anthropologische Konstante vorgestellte Konzepte wie Familie, Geschlecht, Raum und Zeitvorstellungen usw. relativiert und historisiert und sich vor allem für kleine Lebenswelten und andere Bereiche des Alltags interessiert.

Offene Gesellschaft – Begriff aus Karl Poppers »Die offene Gesellschaft und ihre Feinde«, in dem er größere ideologische Richtungen wie Marxismus aber auch den Platonismus ablehnt und zu einer allgemeinen Skepsis und Kritik gegenüber jeglicher Ideologie auffordert. Grundlage des Konzepts einer auf Eigenverantwortlichkeit basierenden Zivilgesellschaft.

Yanomami – Sammler- und Jägergesellschaft im Süden Venezuelas, welche vor allem für ihre intensive interne Kriegsführung bekannt wurden.

Kulturmaterialismus – Strömung in der Anthropologie, welche von der Annahme ausgeht, dass sämtliche sozialen Gegebenheiten sowie die Gedanken- und Vorstellungswelt der Menschen durch das Zusammenspiel von Technologie und Umwelt determiniert sind.

Zulus – Zum südlichen Zweig der Nguni sprechenden Völker gehörende Gesellschaft im Osten des heutigen Südafrika, welche am Beginn des 19. Jahrhunderts ein großflächiges, auf aggressiven Eroberungszügen basierendes Reich bildeten und von der britischen Kolonialmacht erst am Ende des 19. Jahrhunderts durch schwere kriegerische Auseinandersetzungen unterworfen werden konnten.

Irokesen – Konföderation von fünf Stämmen im Gebiet am Michigan See im Nordosten der heutigen USA, die zusammen mit den benachbarten Huronen durch den Missionar Lafiteau Bekanntheit erlangten und später durch Louis H. Morgan zu einer der klassischen Beispielethnien in der Sozialanthropologie wurden. Sie spielten in den Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Briten in Nordamerika eine bedeutende Rolle und wurden von den jungen USA am Ende des 18. Jahrhunderts als Stammesbund zerschlagen.

Lineage – Eine Gruppe von Blutsverwandten, die sich durch eine gemeinsame Abstammung definieren. Diese Selbstdefinition kann verschiedene Formen annehmen. So definieren sich z.B.: patrilineare Gruppen über die männliche Linie (ich, mein Vater, meines Vaters Vater etc.). Mehrere Lineages zusammen können einen Clan bilden, der auf einer fiktiven gemeinsamen Abstammung beruht.

Koevolution – Gegenseitige Evolution. Wie im Falle des Rüstungswettlaufes im Kalten Krieg zwingt die jeweils eine Partei die andere zur weiteren Entwicklung.

Die Herausgeber

Der Fall Tenochtitlans

Challenge and Response an der neuen »Frontera«

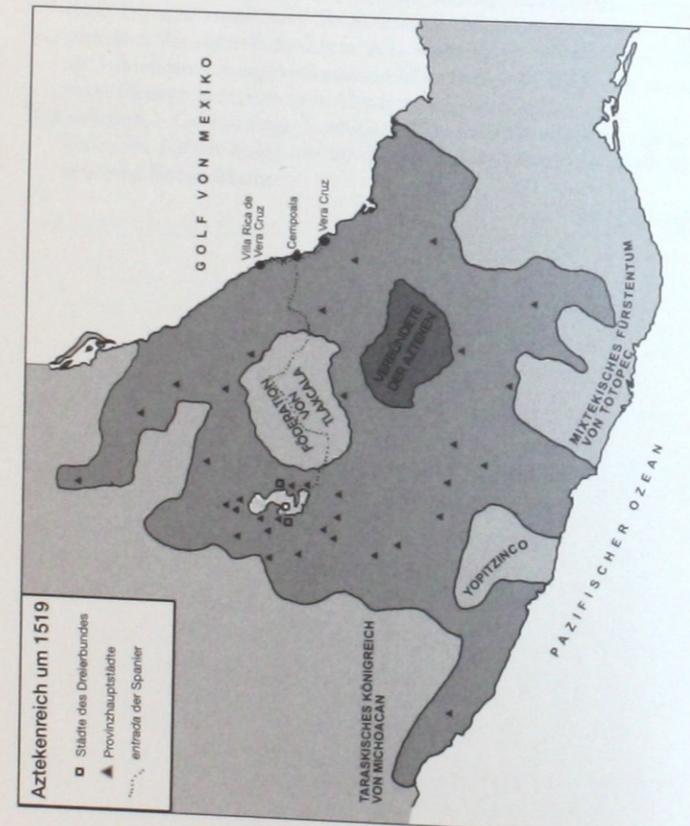
GERALD WEIGL

»Cortés vor Motecuhzoma, das ist Alexander vor Darius. Seine Diplomatie und sein Scharfblick, wenn er die indianischen Völker in einer Schlacht gegen den Unterdrücker, den aztekischen Staat vereint, scheinen von den Maximen Machiavellis inspiriert zu sein, die er niemals gelesen hat.“

*Octavio Paz, Hernán Cortés.
Exorcismo y liberación, 1985*

Im Frühjahr 1519, als der kastilische Emporkömmling Hernan Cortés seinen Fuß auf das mexikanische Festland setzt, ist das Schicksal des Aztekenreichs besiegelt. Der Conquistador verkörpert wie kein anderer einen neuen »modernen« Menschentypus, geprägt von Skrupellosigkeit, Tatkraft und totaler Rationalität. *Veni, vidi, vici* – getreu dem Leitspruch seines Vorbildes Iulius Caesar kann dem genialen Strategen Cortés keine noch so große Übermacht Indiger trotzen. So will es zumindestens ein Guteil der Historiographie, deren (oft implizite) Annahmen Octavio Paz gekonnt auf den Punkt bringt.

Die in unzähligen Werken zelebrierte Ereignisgeschichte ist rasch erzählt, sie soll hier in Anlehnung an Inga Clendinnens Artikel »Fierce Cruelty«¹ in Schlagworten umrissen werden: Cortés Aufbruch von Kuba und die erste Landung in Yucatan 1519; der Kampf gegen die Maya bei Potochan; die Weiterfahrt, erneute Landung und Gründung der Stadt Vera Cruz als Schachzug zur Absicherung von Cortés Befehlsgewalt; Cortés Missachtung der Befehle des kubanischen Gouverneurs Velasquez durch den Marsch ins Landesinnere mit 300 Spaniern, 50 Kriegern und 200 Trägern der Küsten-indianer; die verlustreichen Auseinandersetzungen und das darauf folgende Bündnis mit den Tlaxcalteken; das Massaker in Cholula; der Einmarsch in Tenochtitlan; die Gefangennahme Montezumas



1 Clendinnen 1993.

und die sechsmonatige Herrschaft über die Stadt; die Ankunft einer 800 Mann starken spanischen Expedition unter Narvaez, die Cortés gefangen nehmen sollte, ihre Niederlage und die Eingliederung in Cortés' Truppe; das von Alvorado befehligte Massaker an 8000 unbewaffneten, adeligen, aztekischen Feiernden in Tenochtitlan und der darauf folgende Aufstand; die Rückkehr von Cortés, die Ermordung Montezumas während des Aufstands und die Vertreibung der Spanier und ihrer Alliierten aus Tenochtitlan. Diese, unter dem Titel »noche triste« in die Geschichte eingegangenen Ereignisse, die 860 Spanier und mehr als 1000 Tlaxalteken das Leben kosteten, stellen das Ende der ersten Phase dar.

In der zweiten Phase ziehen sich die schwer angeschlagenen Spanier, die nahezu sämtliche Geschütze und viele Pferde verloren haben, nach Tlaxcala zurück. Danach erfolgt die Aushebung neuer Truppen, die Schmiedung neuer Allianzen; der Ausbruch der Pocken, an der auch der neue aztekische Herrscher Cuitalhuac stirbt; der Bau von 13 Brigantinen zum Vorstoß gegen kleinere, am See gelegene Städte; der erneute Zug gegen Tenochtitlan mit 700 spanischen Fußsoldaten, 86 Reitern, 118 Armbrust- und Arkebusenschützen und 75 000 indianischen Verbündeten; der Beginn der Belagerung Tenochtitlans im Mai 1521. Nach heftigen, von wechselndem Kriegsglück gezeichneten Kämpfen auf den Dämmen, der Vernichtung des Aquädukts und der folgenden Verwüstung der Stadt erfolgte die Kapitulation Mitte August 1521.

Hier gilt es innezuhalten und zu hinterfragen, inwiefern wir uns der Ereignisgeschichte wirklich sicher sein können, auf welchen Zeugnissen sie beruht. Das Motiv, auf eigene Verdienste hinzuweisen, prägte ohne Zweifel die spanischen Berichte – praktisch jedem spanischen Autor ging es um die Begründung oder Verteidigung von eigenen Ansprüchen. Cortés Briefe an Karl V., zwischen 1519 und 1526 verfasst, sind hier paradigmatisch. Dem Verfasser war wohl bewusst, dass die Überschreitung seiner Kompetenzen einer wohlüberlegten Rechtfertigung bedurfte. Spätestens bei der Rückkehr nach Kuba drohte eine Festsetzung durch Gouverneur Velasquez. Die Vorwürfe, eigenmächtig einen Krieg angezettelt und eine prächtige Hauptstadt dem Erdboden gleichgemacht zu haben, wogen schwer. Um die Schilderung der Wahrheit wird es dem juristisch-humanistisch gebildeten Conquistador kaum gegangen sein, eher um ein Werk, das dazu geeignet schien, seinen Kopf aus der Schlinge ziehen zu können. Cortés Rechtfertigungsnotstand wird an der Schilderung der ersten Begegnung mit Montezuma II. deutlich. Der Aztekenherrscher verwendet demnach Begriffe der spani-

schen Jurisprudenz wie »vasallo« oder »señor natural«. Es ist wohl kein bequemer Zufall, dass die von Montezuma angeblich geäußerten, der spanischen Sprache entnommenen Höflichkeitsfloskeln auch juristische Zugeständnisse enthalten. Clendinnen sieht in Cortés Briefen daher primär die Fiktion eines Geltungssüchtigen, gezeichnet durch Auslassungen, Verkürzungen und dem Streben, dem Herrscher die eigene Unentbehrlichkeit vor Augen zu führen. Zudem sollte man auch für einen Augenzeugen das Problem, die Vorgänge innerhalb eines so fremden Kulturkreises akkurat wiedergeben zu können, nicht unterschätzen.

Als Reaktion auf Cortés' Ruhm verfasste der damals bereits befragte Bernal Diaz del Castillo seine Chronik zu Ehren der einfachen Soldaten. Doch auch für den »einfachen Soldaten« ist es überaus wichtig, eine gute Geschichte zu erzählen. Als Vorbild einer der spannendsten Erzählungen seiner Zeit mag ihm dabei der Roman *Amadis de Gaula* gedient haben. Zuweilen geht ihm spannende Phantasie über Fakten. Zeitzeugen und Chronisten stimmen überein, dass Cortés Übersetzerin und Geliebte Malinche zu einer Gruppe Sklavinnen gehörte. Der Chronist überhöht jedoch ihr Schicksal ganz im Sinne einer Ritterballade. Bei ihm wird Cortés' Übersetzerin Malinche zu einer von der Mutter um ihre Rechte betrogenen Indianerprinzessin. Angesichts einer immer restriktiver werdenden Politik der Krone der ersten Conquistadorengeneration gegenüber, sind handfeste politische Motive auch bei Bernal Diaz gegeben. Diese mögen bekannt sein, interessanter ist daher die Frage nach dem spezifischen »Mindset« der Conquistadorengeneration, nach den mentalitätsgeschichtlichen Faktoren, welche die spanischen Quellen prägten.

Vom Habitus der *hidalgos*

Auf den ersten Blick erscheinen die christlichen Reiche der iberischen Halbinsel aufgrund geographischer wie historischer Gegebenheiten wenig prädestiniert für die Rolle des Pioniers europäischer Überseeexpansion. Ein Großteil der Landmasse liegt weit über Meeresniveau, Hitze und harte Winter lösen einander ab. Obwohl Fruchtwechsel und Dreifelderwirtschaft die Versorgung mit Getreide allmählich verbesserten, führten schon geringe klimatische Schwankungen zu Missernten. Die Geographie behinderte nicht nur die Landwirtschaft, sondern vor allem die Kommunikation mit dem prosperierenden mittelalterlichen Mittelmeerraum. Gebirgszüge mit im Winter unpassierbaren Pässen trennen sowohl einzelne Regionen voneinander, wie auch die gesamte Landmasse von

Europa. In den meisten frühneuzeitlichen Staaten Europas stellten Flüsse die vitalen Verkehrsadern dar. Jedoch war keiner der fünf Flüsse der Halbinsel leicht beschiffbar – reißend im Winter sowie während der herbstlichen Regenfälle und wenig Wasser führend in der sommerlichen Hitze. Bis auf den in das Mittelmeer mündenden Ebro wirkten sie zudem eher als Barrieren denn mögliche Transport- und Kommunikationswege. Erschwerend wirkte zunächst weiters, dass sich die meisten natürlichen Seehäfen an der atlantischen Küste fanden. Fast könnte man also meinen, die Peripherie Europas breche in die Neue Welt auf um sich eine eigene Randzone Untertan zu machen.

Ein wesentliches Moment christlich-spanischer Mentalität ist im 800 Jahre andauernden Kriegszustand im Rahmen der Reconquista, der Rückeroberung des von den Mauren besetzten Gebietes, zu sehen. Nach einer kurzen Zeit spektakulärer Erfolge, wie der Eroberung Cordobas und Sevillas, stagnierte die Reconquista Ende des 13. Jahrhunderts. Der Hundertjährige Krieg hatte während kastilischer Thronstreitigkeiten auch nach Spanien übergegriffen, die im 14. Jahrhundert hereinbrechende Kälteperiode führte zu Missernten, Epidemien und Abwanderung von wenig ertragreichen Gütern. Den Höhepunkt der krisenhaften Entwicklung bildeten die Pestjahre um 1350, im Zuge derer ganze Landstriche entvölkert wurden. In den Küstengebieten aber auch in Barcelona fiel fast die Hälfte der Bevölkerung der Pest oder den folgenden Ernteausfällen zum Opfer.² Nachdem der kastilische Herrscher an der Pest gestorben war, folgten die langen Jahre der Feudalanarchie. Bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen zwischen Adelsfamilien, aber auch zwischen Klöstern, Städten und Adel banden die militärischen Kräfte der Christen. Die sozioökonomischen Strukturen der mittelalterlichen Gesellschaft wurden durch die Pest nachhaltig zertrümmert. Auch in den Köpfen muss es zu einer Zeitenwende gekommen sein. Zinn kritisiert, dass der psychische Impact, den die Katastrophe Pest hinterließ, kaum in der Historiographie erwähnt werde. Lediglich eine Minderheit vertrete die Umbruch-Theorie, die Egon Friedell so griffig auf den Punkt bringt: »das Konzeptionsjahr des Menschen der Neuzeit war das Jahr 1348, das Jahr des Schwarzen Todes«. Erhöhte Gewaltbereitschaft und zunehmender Vernichtungswille Minderheiten gegenüber stehen demnach an der Wiege der Moderne Europas.³

² Martin Martin 2002, 66; Liedl 2001, 112.

³ Zinn 1989, 154.

Das bevölkerungsreiche, muslimische Granada, von Bergen und einem Ring von Trutzburgen umgeben, konnte sich dagegen in Handelsallianz mit Genua als Produzent und Umschlagplatz hochwertiger Güter etablieren - Seide, Zucker, Trockenfrüchte und vor allem sudanesisches Getreide und Gold wechselten hier den Besitzer. Von der europäischen Rezession kaum betroffen, konnte der so erzielte Gewinn in die Aufstellung einer modernen Armee investiert werden, mit deren Hilfe Kastilien noch im 15. Jahrhundert mehrmals geschlagen wurde.

Von der spätmittelalterlichen Krise am schwersten betroffen waren die *hidalgos*. Ihr Stand hatte sich aus den freien Siedlern der ersten Reconquistaphase entwickelt, wobei sie in vielen Fällen lediglich der Besitz von Rüstung und Pferd von den einfachen Bauern unterschied. Abgesehen von der Tätigkeit als Vasall eines reichen Adeligen, lag ihre große Aufstiegschance im Profit eines erfolgreichen Eroberungsfeldzugs. Das (vorläufige) Ende der Reconquista nahm ihnen nicht nur alle Chancen auf weiteren Landerwerb, sondern bedrohte sie auch mit dem sozialen Abstieg. Beruhten doch ihre Privilegien weniger auf feudalen Rechten als primär auf ihrer militärischen Funktion. Schon das Fernbleiben von der jährlichen Stadtparade konnte einen niederen Adeligen den Titel kosten. Generell zählten in einer Gesellschaft, in der uneheliche Kinder nicht selten waren, Habitus und Lebensweise mehr als der Hinweis auf edle Vorfahren. Uneheliche Geburt erwies sich nicht als soziales Stigma, Armut umso mehr. Von einem Adeligen wurde erwartet, große Feste auszurichten und auch im Alltag mit seinem Reichtum nicht zu geizen. Jede Annäherung an diesen Lebensstil von Seiten des niederen Adels musste in einer Zeit sinkender Renten und steigender Preise zum Bankrott führen. In dieser prekären Situation waren viele *hidalgos* offen für eine Teilnahme an abenteuerlichen Projekten, die Reichtum und Ansehen versprachen.⁴

Die aus den sozialen Zwängen geborene Risikobereitschaft wurde durch die bevorzugte Lektüre und die populären Balladen der Hidalgo-Gesellschaft noch verstärkt. Gleichzeitig kann man von einer sehnuchtsvollen Rückwärtsgewandtheit der Topoi sprechen. Im Mittelpunkt der Ballade »*Cantar del mio Cid*« steht der Kampf des Helden El Cid gegen maurische wie christliche Rivalen, seine überragenden ritterlichen Tugenden, aber auch stark religiöse Bezüge. Konkret heißt es:

⁴ Edelmayer 2002, 50.

»Jeder von den Christenrittern wirft dort einen Mauren nieder. [...] Viele Schilder sah man brechen dort, durchstoßen und durchlöchert, und so vielen Kettenhemden wurde das Geflecht zerrissen. Viele weiße Fahnen färbten sich scharlachrot vom Blute. Und Mahoma und Santiago rief man an in heißem Ringen. Hingestreckt aufs Schlachtfeld fielen tausend und dreihundert Mauren. [...] Wieder anzugreifen gehen wir – es ist gar nicht anders möglich – in des Himmelsvaters Namen und im Namen von Santiago.⁵

Wesentlicher jedoch, mythische Goldfunde nach entbehrungsreichem Abenteuer in der Ferne waren zentrales Thema der Werke. So findet El Cid nach dem harten Kampf um Valencia unfassbare Mengen Goldes. Auch der Schild von Gasquilan, dem nordischen König im populären Epos »Amadis de Gaula«, ist über und über mit Gold besetzt. Betrachtet man das Verhalten der Spanier in der Neuen Welt, ihre manische Suche nach Gold, die in Stil und Termini den Ritterromanen stark ähnelnden Beschreibungen, so ist es plausibel, dass das Motiv des märchenhaften Aufstiegs und enormen Reichtums nach langem Kampf durchaus in den Köpfen jener Zeit ihren Niederschlag fand.

So wichtig das ökonomische Moment auch sein mag, religiöse Motive sind gerade in der Gesellschaft der frühen Neuzeit nicht zu unterschätzen. Am Beginn der Reconquista steht der Fund des Jakobus-Grabes, an ihrem Ende die Vertreibung der Mauren und Juden. Mit dem Kampf für Jakobus stellte sich auch eine zarte, die einzelnen Reiche übergreifende spanische Identität ein. Noch im 16. Jahrhundert war die Anrufung des *matamoros*, des Maurentöters Jakobus, so verbreitet, dass der Apostel mit Maria für die Indios zum göttlichen Paar schlechthin wurden. Der Sieg über Granada festigte Züge eines religiösen und kulturellen »Autismus«, der sich auf den Weg in die Neue Welt machte. Abweichungen von der reinen, katholischen Lehre wurden fortan von der Inquisition verfolgt – in Spanien, wie auch wenig später in der Neuen Welt, wo die Götter der Ureinwohner für Verkörperungen eben desselben Satans, der den rechten Glauben in Europa bedrohte, gehalten wurden.

Skrupellose Neugier

Ein weiterer Faktor dürfte mindestens ebenso prägend für die Mentalität der *hidalgos* gewesen sein, nämlich der technologische wie organisatorische Übergang vom Ritterheer zur verwissenschaftlichten, rein erfolgsorientierten neuzeitlichen Kriegsführung. Es

⁵ Zit. nach Otto 1992, 15.

waren allerdings die granadinischen Feldherren, die sich in Taktik und »Psychologie der Kriegslist« bestens geschult erwiesen. Von Taktik hielt man auf christlicher Seite nicht allzuviel. Hatten der Ritter und sein Gefolge den Feind gesichtet, gab er dem Pferd die Sporen, lege die Lanze ein – und war kaum noch zu bremsen. Die negative Konsequenz des Zusammenspiels von vielen, oftmals miteinander verfeindeten Individualisten ist offensichtlich – eine Führung durch den Befehlshaber während der Schlacht erwies sich als so gut wie unmöglich. Schon unübersichtliches Gelände oder eine Finte des Gegners konnten sehr schnell zur Niederlage führen. Die granadinische Seite exerzierte vor, wie gut gedrillte, aus den städtischen Milizen zusammengestellte und mit Armbrüsten und Arkebusen modern bewaffnete Infanterietruppen zum Schrecken der christlichen Reiterei werden konnten. Rasch zogen die Christen gleich, kopierten die leichte Reiterei, stellten neue Infanterieeinheiten auf und entwickelten die von den Mauren übernommene Kanone weiter. Die christliche Seite hatte dafür ein handfestes Motiv – dutzende granadinische Trutzburgen, die Granada schützten. Der radikale Wandel der Belagerungstechnik durch den Einsatz von Kanonen sollte den Muslimen letztlich zum Verhängnis werden. Auch die mächtigsten Festungen konnten dem direkten Beschuss schwerer Artillerie nur kurze Zeit standhalten. Nachdem die Katholischen Könige Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon enorme Finanzmittel für die Aufrüstung mit Kanonen zur Verfügung stellten, war der Fall Granadas nur eine Frage der Zeit.⁶

Die rasche Übernahme neuer Technologien und Taktiken machte jedoch erst die von der ständigen Kriegserfahrung an der *frontera* geprägte Mentalität möglich. Anderswo sträubten sich professionelle Kriegerkästen gegen den »unehrenhaften« Kampf auf Distanz mit Hilfe von Geschossen. An der Frontera konnten sich die Kontrahenten jedoch nicht leisten, auf effizientes Kriegsgerät zu verzichten, die Lektionen in der »Schule des Feindes« waren zu deutlich. Hidalgos wie städtische Milizen lernten ihr Kriegshandwerk fern von den Ehrbegriffen und den Ressentiments der hochadeligen Rittergesellschaften.

Die Entwicklungen auf der iberischen Halbinsel nehmen zum Großteil vorweg, was als militärische Revolution bezeichnet wird. Die Hieb- und Stichwaffen der Ritterheere waren noch von den einzelnen Kämpfern selbst hergestellt oder in Auftrag gegeben worden, Feuerwaffen setzen jedoch aufwendigere Produktionsverfahren

⁶ Liedl 2002, 76f.

und Expertenwissen voraus. Die Ausrüstung wurde nunmehr von der Zentralgewalt gestellt, Milizen, oder wenig später auch stehende Heere, traten an Stelle der von Fall zu Fall mobilisierten Feudal-Hidalgos noch näher an den sozialen Abstieg.

Vorstoß in die Neue Welt

Abgesehen davon, dass es mit der Eroberung Granadas an noch zu eroberndem Gebiet mangelte, wurde es für den einzelnen Heerführer zunehmend schwieriger, »positiv zu bilanzieren«. Wenn die Krone sich zwar nicht an den drastisch gestiegenen Expeditionskosten beteiligte, jedoch erhebliche Abgaben verlangte, war zur Zeit des ersten Ausgriffs in die Neue Welt die Eroberung einiger Schafsweiden jedenfalls definitiv zu wenig. Die doch recht hohe Zahl der nach wenigen Jahren aus der Neuen Welt Zurückkehrenden führte den mobilen kleinadeligen Schichten vor, dass es durchaus möglich war, nur kurze Zeit in der Ferne zu verweilen und als angesehener, reicher Mann heimzukehren. Die Zahl derjenigen, die auf Hispaniola oder Kuba bankrott gingen oder verstarben, blieb für sie unsichtbar.

Jedenfalls waren die Karibikinseln bereits wenige Jahre nach dem Eintreffen der Spanier ruinirt. Die Goldförderung hatte ihren Höhepunkt überschritten, Massaker und Krankheiten ließen die indigenen Arbeitskräfte schwinden, der Anbau von Grundnahrungsmitteln ging immer weiter zurück. Trotz der Fruchtbarkeit der Inseln sahen sich die wenigsten *hidalgos* als Großbauern. Zu sehr drängte man einerseits auf raschen Reichtum, andererseits fehlte das nötige Kapital, um große Plantagen anzulegen. Zudem rissen die Gerüchte um eine mächtige Festlandkultur nie ab. Im Jahre 1517 erwirkte der spanische Gouverneur Velasquez die Genehmigung des Kastilienrates zur Erforschung der Halbinsel Yucatan. Er handelte dabei unter Zugzwang, denn auch der Gouverneur von Jamaika hatte sich bei Hof um den Titel eines *adelantado* noch zu entdeckender Länder bemüht. Zudem hatten bereits mehrere Expeditionen in einem Fiasko geendet. Da kam jemand wie der auf Kuba zu Vermögen gekommene Cortés, der mehr als bereit war, einen Guteil der Expeditionskosten selbst zu tragen, gerade recht. Die immensen Kosten musste allerdings selbst ein so wohlhabender Unternehmer zu zwei Dritteln aus Krediten decken. Das Risiko, leer auszugehen trug jedoch nicht nur der Heerführer – bezahlt wurde lediglich die Schiffsmannschaft, Offiziere wie Soldaten beteiligten sich in der Hoffnung auf reiche Beute.

Interessanterweise wird dieses, nach der proverbialen »Tauben-Dach-greifen«, statt sich mit dem (durchaus fetten) »Spatzen in der Hand« zufrieden zu geben, von den meisten Autoren als simpler Ehrgeiz, als überschießende Ambition ausgelegt. Ist es tatsächlich normaler Ehrgeiz, den Verlust sämtlicher Güter, ja im Konflikt mit der Obrigkeit der eigenen Freiheit oder gar des Lebens zu riskieren, lediglich der Gerüchte um ein Goldland halber? Wo doch nichts auf ein strategisches Genie oder große Erfahrung in Extrem-situationen hindeutete? Für einfache Soldaten wie Diaz del Castillo mag es kaum Alternativen gegeben haben, doch, was oft übersehen bzw. ignoriert wird, Cortés war ja bereits wirtschaftlich etabliert. Die Unternehmungen selbst waren nicht ungefährlich und oft ruinös ertraglos. Nimmt man den unsteten Lebenswandel der Jugendjahre, die mitunter lebensgefährliche Schürzenjagd, so erhält man eventuell ein anderes Charakterbild – das eines chronischen »Gamblers«, dem schon die diffuse Chance am Horizont alles bedeutet, gleichgültig wie schlecht die Chancen stehen.

Ursachenforschung

In der Geschichtswissenschaft wird ein Bloßlegen der Ursachen, der historischen Wendepunkte sehr oft durch die lineare, chronologische Erzählweise erschwert. Auch sind es eher die Effekte, weniger die Ursachen, die in die Geschichtsbücher eingehen. In dem Moment, wo man sich von der gut belegten, westlichen Zivilisation der Neuzeit abwendet, wächst jedoch das Fehlermoment. Gerade wenn es darum geht, andere Kulturen oder Zeiten spärlichen, wenig zuverlässigen Quellenmaterials zu begreifen, gilt es die Aufmerksamkeit auch den weniger beeindruckenden, schlecht belegten, aber umso wirksameren Ursachen zuzuwenden. Der Fall Tenochtitlans ist einer jener spektakulären Effekte, von denen aus sich der Historiker zurück in der Zeit auf der Suche nach den Ursachen bewegen muss.

Die Annahme, Montezuma hätte Cortés für den zurückgekehrten, vergöttlichten Priesterkönig Quetzalcoatl gehalten, ist eine relativ leicht zu widerlegende Ex-post-Deutung, die sich dennoch hartnäckig in der Historiographie, vor allem jedoch in der Populärliteratur hält. Mit der Gestalt Quetzalcoats assoziierten die Azteken nicht nur einen der Schöpfergötter, der als Sonnengott eines früheren Zeitalters wirkte, sondern auch einen toltekischen Idealherrschers.⁷ Trotz seiner legendären Tugendhaftigkeit von Dämonen

⁷ Vgl. Weigl 2003, 45-50.

zu Trunkenheit und Inzest verführt, womit Unglück über die Bevölkerung hereinbrach, zog er voller Reue aus der Stadt und ent schwand gegen Osten. Seiner Selbstverbrennung an der Golfküste folgte der Aufstieg zum Morgenstern, so will es die originale Version der Legende. Die andere, jüngere, aber weit häufiger rezipierte, sieht ihn auf einem Floß verwobener Schlangen auf dem Meer gegen Osten segeln – mit der düsteren Prophezeiung auf den Lippen, einst wiederzukehren, um seinen Thron zu fordern:

»Kommt er an 1-Krokodil, trifft es die alten Männer und Frauen [...]
Kommt er an 1-Jaguar, 1-Hirsch, 1-Blume, trifft es die Kinder [...]
Kommt er an 1-Schilfrohr, trifft es die Könige [...]«

So will es uns jedenfalls der *Codex Florentinus* weismachen. Dessen zwölftes Buch stellt die »indigene« Hauptquelle des Kampfes um Tenochtitlan dar. Demnach wurde der aztekische Herrscher durch die unheilvolle Prophezeiung des zurückkehrenden Gottes so terrorisiert, dass er unfähig zur Verteidigung des Reiches wurde. Wiederum kann das Wissen um die Entstehungsgeschichte dieser Quelle deren Wertung erleichtern. Der Franziskaner Bernardino de Sahagun beauftragte 30 Jahre nach der Eroberung junge Indigene, die am christlichen Priesterseminar *colegio de Santa Cruz* studierten, möglichst viele Informationen über ihre Vorfahren zu sammeln. Die rückprojizierende Sicht der Dinge, geprägt vom Wunschdenken junger indigener Geistlicher, welche christliche Welt- und Geschichtssicht sowie Heilsdenken verinnerlicht hatten, erklärt die vorgenommenen Deutungen.

Cortés selbst berichtet ja, dass Montezuma beim ersten Treffen Quezalcoatl mit keinem Wort erwähnte. Wahr ist, dass Cortés im aztekischen Jahr »1 Rohr« eintraf, dem Geburtsjahr des Gottes und gleichzeitig dem Jahr der prophezeiten Wiederkehr. Was die jungen Adeligen Tlatelolcos nicht wissen konnten, Montezuma hatte schon davor Kunde von der Ankunft Fremder erhalten. Die wenig erfolgreiche Expedition Grijalvas erreichte die Küste 1518, also ein Jahr vor Cortés, und wurde dort von aztekischen Gesandten begrüßt. Dieses Jahr 1518, das aztekische »13 Hase«, hatte jedoch keinerlei negative Bedeutung für die Azteken. Montezumas Bruder Cuitlahuac machte wie sein Vetter Cuauhtemoc nie einen Hehl aus seiner Meinung, dass es sich bei den Eindringlingen um Banditen, keinesfalls jedoch um Götter handle. Der Herrscher ergriff jedenfalls umfangreiche Maßnahmen, um die Kunde von den Fremden nicht über den inneren Beraterzirkel hinaus bekannt werden zu lassen – die Familien von Sahaguns Chronisten, vornehmlich aus Tlateloco stammend, erfuhren sicher nichts davon. Es spielte für sie auch keine

Rolle, in der aztekischen Kultur hatte Geschichtsschreibung immer schon dazu gedient, bestimmte Deutungen der Vergangenheit und Zukunft zu ermöglichen anstatt das zu beschreiben, »was wirklich war«. Mit Hilfe der »Dolchstoßlegende« vom untätigen Montezuma konnte der indigene Adel das Gefühl der Niederlage kompensieren.⁸

Eine andere verbreitete Vorstellung, die gemeinhin auftaucht, wenn nach Gründen für den Erfolg der Spanier gesucht wird, ist jene der durch ihre Waffen militärisch weit überlegenen Europäer. Sie bedarf hinsichtlich der Effizienz der frühneuzeitlichen Schusswaffen einer Zurechtrückung. Der Ladevorgang zog sich hin, im besten Falle waren zwei Schuss pro Minute möglich. Nach einigen Schüssen musste der Lauf zudem von Bleiresten und Pulverschmauch befreit werden. War schon die Versorgung mit Pulver und Luntenschlur schwierig genug, stellte die Aufgabe, beides stets trocken zu halten, die Schützen vor ein enormes Problem. Die Armbrustschützen wiederum hatten neben dem Mangel an Bolzen mit schnell verrottenden Bogenschnüren zu kämpfen. Die wenigen Schützen unter Cortés scheinen allerdings manchen Nachteil wettgemacht zu haben, indem sie ihre Waffen in einer Art »Scharfschützentaktik« gegen Anführer und besonders reich geschmückte Veteranen der aztekischen »Adler«- und »Ozelot«-Kriegerorden einsetzten. Dieser Verlust an erfahrenen Kämpfern, die oft noch gar nicht zum Einsatz gekommen waren, musste Auswirkungen auf Kampfkraft und Psyche der Verteidiger Tenochtitlans gehabt haben – auch weil sie oft als Standartenträger fungierten und damit der Hauptstreitmacht den Weg wiesen.

Im Arsenal von Cortés' Expedition waren zu Beginn des Landmarschs auch zehn großkalibrige und einige kleinere Geschütze zu finden, die allerdings in der *noche triste* samt und sonders verloren gingen. Aufgehalten hat dieser Verlust die Spanier nicht. Die Luntenschlossgewehre und Geschütze erwiesen sich als nicht kriegsentscheidend, denn die Azteken gewöhnten sich bald an, Schussknall und Rauch nicht zu beachten und statt dessen in Deckung zu gehen oder der Schusslinie auszuweichen. War ein Schuss abgefeuert, wurden die Schützen sofort attackiert. Bis zum Auftauchen mehrschüssiger Repetiergewehre konnten Handfeuerwaffen und einige wenige Geschütze alleine eine deutliche zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners kaum wettmachen.

Entscheidender mag die Hauptwaffe der Conquistadoren gewesen sein – stählerne Schwerter und Rüstungen. Die Übernahme mau-

⁸ Maßgeblich hierzu Stenzel 1980, 86.

rischen Know-hows hatte es ermöglicht, so widersprüchliche Anforderungen wie extreme Schärfe, Robustheit und perfekte Balance einer Klinge zu vereinen. Zahlreiche Fechtbücher dieser Zeit belegen die ausgefeilten Techniken, die damals in Europa gelehrt wurden. Nicht nur der Kampf Schwert gegen Schwert wurde unterrichtet, sondern auch Methoden, andere Waffen zu parieren. Es muss den spanischen Soldaten also leicht gefallen sein, sich auf die mit Obsidianklingen besetzten Holzschwerter (*macuahuitl*) und Lanzen einzustellen. Wie in Italien bildete der Formationskampf die Grundlage spanischer Taktik. Hierbei galt es primär, den Nachbarn in der Formation zu decken und mit Hilfe der Piken eine Barriere gegen feindliche Durchbrüche zu bilden. Den enormen Nachteil, über keine Stahlwaffen zu verfügen, konnten selbst die aztekischen Elitekrieger nicht ohne weiteres durch kleine Änderungen in der Technik wettmachen. Oft zerbarsten ihre mit rasiermesserscharfen Obsidianklingen besetzten Holzschwerter einfach nach kurzem Kampf an den stählernen Schwertern und Rüstungen. Nicht zuletzt der aztekische Einsatz von Beuteschwertern als Lanzen lässt darauf schließen, dass sie die spanischen Schwerter als ihren eigenen Waffen überlegen ansahen. So erpicht waren die Azteken auf metallenes Kriegswerkzeug, dass sie selbst kastilische Sicheln im Kampf einsetzen.

Ein weiterer Grund für die niedrige Zahl an spanischen Verlusten war die Art des Körperschutzes. Viele Spanier erkannten bald, dass die gesteppten Baumwollkampfanzüge der Indianer (*ichcahuipilli*) ihnen allen nötigen Schutz gegen die Obsidianklingen boten, in der Hitze weitaus bequemer waren als die stählernen Rüstungen und gerade Arkebusiere und Armbrustschützen weitaus mehr Bewegungsfreiheit ermöglichten. Bereits am Weg nach Tenochtitlan tauschten sie daher ihre Stahlrüstungen gegen diese Baumwollrüstungen. Bernal Diaz betont, dass sie selbst im Schlaf nie abgelegt wurden. Ihre stählernen Helme gaben sie jedoch nicht auf. Mit diesem Schutz gegen Kopfverletzungen hatten die Spanier einen großen Vorteil im Nahkampf – vor allem, weil die aztekischen Krieger trainiert waren, einen tödlichen Schlag gegen den Kopf auszuführen. Die Azteken hatten es nun mit Gegnern zu tun, die sich einerseits mit jenen Baumwollpanzern schützen, die gegen ihre Lieblingswaffe entwickelt worden waren, und andererseits gegen Treffer am Kopf wesentlich besser geschützt waren als die eigenen Krieger.

Ein völlig unbekanntes, angsteinflößendes Element der spanischen Kriegsführung stellten Pferde für die Indianer dar. Doch schon die Tlaxcalteken töteten im Kampf zwei Pferde und verwundeten drei weitere. Diese Verluste wogen umso schwerer, als wäh-

rend des ganzen Feldzugs ein Mangel an Pferden bestand, da die Expedition ursprünglich nur mit 13 Tieren gestartet war. Die Azteken erwiesen sich jedenfalls als erstaunlich flexibel. So sollen einzelne Krieger todesmutig die Lanzen der Reiter ergriffen haben, ein anderer schlug sich gar gegen drei Reiter so wacker, dass einige Armbrustschüsse nötig waren, um ihn schließlich zu Fall zu bringen. Dennoch waren die Pferde in heiklen Situationen entscheidend – Reiter konnten Wachposten oder eine feindliche Vorhut überrumpeln und erzielten Siege gegen weit überlegene Fußtruppen. Grund war die aztekische Taktik, in losen Formationen zu kämpfen und stets frontal anzugreifen, was extrem verwundbar gegen Angriffe der spanischen Reiterei machte. In offener Feldschlacht sahen sich die Elitekrieger einem nahezu unlösabaren Dilemma gegenüber – dichtgedrängte Formationen vermochten zwar Pferden besser zu trotzen, wurden jedoch zur leichten Beute für die spanische Artillerie. Die logische Antwort, den Kampf in der Stadt zu suchen, war den Azteken zwar fremd, doch änderten sie ihre Taktik bemerkenswert schnell. Der vorgetäuschte Rückzug, eine Lieblingsfinte der Azteken, wurde nun dahingehend adaptiert, dass man sich in urbares Gebiet zurückzog, um sich im Schutz vor Pferden und Kanonen neu zu formieren. Der rasche Durchbruch kleiner Eliteeinheiten durch Häuserwände, um dem Feind in den Rücken zu fallen, wurde zum Alpträum für die Spanier. So sehr es der religiösen Auffassung widersprach, vereinzelt wurde versucht, auch im Schutz der Nacht zu operieren. Das Aufbrechen von Dämmen und die so ausgelöste rasende Flutwelle wurde mehr als einem Spanier zum Verhängnis. Um die spanischen Brigantinen manövrierunfähig zu machen, wurde ein Teil des Sees mit gespickten Pfeilern versehen. Pferde wurden auf den schmalen Dämmen von den Seiten angegriffen, Barrikaden gegen das Kanonenfeuer errichtet und Versuche unternommen, erbeutete spanische Armbrüste zu bedienen. Als diese Versuche scheiterten, zwang man spanische Gefangene, damit auf die eigenen Leute zu schießen.

Zwar konnten die Azteken in einzelnen spektakulären Momenten den Effekt spanischer Waffen minimieren, aufheben konnten sie ihn nicht. Zudem strömten im Laufe der Zeit weitere wertvolle, dringend benötigte Ressourcen aus Kuba. Die Expedition wuchs auf 86 Reiter, 118 Schützen und 700 Fußsoldaten. Zugleich stellten sich jedoch Schusswaffen, Schwerter und Reiterei als nicht effizient genug heraus, um es einigen hundert Spaniern alleine damit zu ermöglichen, eine ungleich größere Übermacht zu überwältigen. Schon in den Auseinandersetzungen mit den Tlaxalteken zeigte

sich, dass die Spanier aufgrund ihrer geringen Zahl stets in der Defensive waren. Ein Beteiligter, dem durch den Einsatz dieser Waffen in einer konkreten Situation das Leben gerettet wurde, mag dies anders sehen, im Großen und Ganzen muss die These von der »Eroberung allein mittels überlegener Waffen« als isoliert dastehende Erklärung zurückgewiesen werden.⁹

Andere Autoren haben den durch die Europäer eingeschleppten Krankheiten – alleine die Pockenepidemie des Jahres 1520 forderte rund 700 000 Opfer – die Schuld am Fall Tenochtitlans gegeben. Das Immunsystem der Indigenen war demnach in keiner Weise auf die rasch folgenden Erkrankungswellen vorbereitet. Pocken, Masern, Grippe und Typhus zogen gleichzeitig durchs Land. Manche mexikanischen Stadtstaaten starben bereits 1520 aus. Besonders bitter für die Indianer war der Verlust bedeutender Führer, wie des neuen Aztekenkönigs Cuitlahuac. Allerdings wird man einwenden müssen, dass die mit den Spaniern verbündeten Indigenen – und damit der gesamte Feldzug – wohl mindestens ebenso von der Seuche beeinträchtigt wurden. Eine Pflege der erkrankten Verbündeten durch die Spanier und damit eine eventuelle Senkung der Sterblichkeitsrate ist wohl auszuschließen, herrschte doch auch in ihren Köpfen das Konzept der Krankheit als göttliche Strafe vor. In einer Zeit, in der man über Ansteckungsmechanismen nur mutmaßen konnte, bestand zudem latente Furcht vor Ansteckung. So gesehen, werden Krankheiten wohl eher Grund für eine nachhaltige Schwächung indianischen Widerstands in der Kolonialzeit, denn Hauptursache für die Niederlage Tenochtitlans gewesen sein.

Eine Umdeutung der Conquista

Anders als sein Vorbild Iulius Caesar, konnte Cortés nicht auf eine, durch jahrelange politische Kontakte und Handelsbeziehungen ermöglichte Analyse der politischen Verhältnisse zurückgreifen. Das Informationsdefizit, geographische und politische Gegebenheiten betreffend, muss mit jedem Schritt in Richtung des Landesinneren schwerer gewogen haben. Zwar konnte Malinche die Botschaften der Indigenen übersetzen, ihnen selbst fehlten jedoch Detailkenntnisse über das Hochtal. Es besteht kein Zweifel, gerade die Kunde der politischen Verhältnisse, welche die in der Literatur so herausgestrichene »geschickte Manipulation« derselben erst ermöglichte, konnte nur von den indigenen Verbündeten stammen.

⁹ Hassig 1988, 83, 237; Thomas 1998, 331, 382, 542, 667.

Durch eine Umdeutung der spanisch-indianischen Berichte lässt sich schließlich auch die These von der militärischen Überlegenheit der Spanier zurechtrücken. Richtig ist, dass die Spanier zu Beginn ihrer Expedition durch die Effizienz ihrer Waffen überlebten. Jedoch waren sie aufgrund ihrer geringen Anzahl stets in der Defensive, ja in den Auseinandersetzungen mit den Tlaxalteken am Rande der Auslöschung. Zu zwei Toten kamen bereits nach der ersten Schlacht mit der tlaxaltekischen Hauptstreitmacht sechzig teils schwer Verwundete sowie Verwundungen sämtlicher Pferde. Einige Männer erlagen wenig später den Verletzungen, Erschöpfung oder tropischem Fieber. Viele fragten sich, wie wohl die aztekischen Krieger ihnen zusetzten würden, wenn schon die Tlaxalteken so exzellente Kämpfer waren.

Bereits hier entschieden nicht der Heldenmut der demoralisierten Spanier über Gedeih oder Verderb der Expedition, sondern allein die Tlaxalteken. Sie hatten etliche Schlachten mit den Azteken gefochten und waren oft besiegt worden – zum Teil mit wesentlich größeren Verlusten an Kriegern und militärischen Führern, als es gegen die Spanier der Fall war. Warum also sollten sie sich nach nur zwei Schlachten gegen Cortés' Männer geschlagen geben? Da es allein an den Tlaxalteken lag, die Angriffe einzustellen und ein Friedensangebot zu machen, ist Cortés' Behauptung, er hätte die Tlaxalteken erst unterworfen und dann zu Vasallen der Krone gemacht, schlichtweg lächerlich. Dennoch findet man auch in der Literatur des 21. Jahrhunderts primär veraltete Deutungsmuster, die es nicht vermögen, sich von Cortés' Selbstbewährächerung zu lösen:

„Sie [die Spanier] wissen, dass sie knapp der Katastrophe, der totalen physischen Vernichtung entgangen sind. Aber sie ergreifen ihre Chance: Sie schließen ein Bündnis mit den Tlaxalteken, das sich als entscheidend herausstellen soll.“¹⁰

Fragt sich nur, welche Chance soll man ergreifen, wenn man keine Optionen mehr hat? Die häufig in der Literatur zu findende Erklärung, Cortés hätte die Tlaxalteken mittels Terror gefügig gemacht, ist wenig plausibel. Das Abschneiden von Ohren und Nasen der tlaxaltekischen Gesandten mag barbarisch gewesen sein, ein Stamm, der das zeremonielle Häuten betrieb, subsumierte dies wohl unter »übliche Grausamkeit«. Im Gegenteil, noch in derselben Nacht attackierten die offensichtlich wenig eingeschüchterten tlaxaltekischen Krieger das spanische Lager. Obwohl sich die ermüdeten

¹⁰ Bennassar 2002, 65.

Spanier immer mehr in die Defensive gedrängt sahen, wurden die Angriffe plötzlich eingestellt.

Ross Hassig erklärt dies am plausibelsten: die Tlaxcalteken hätten spanische Waffen und Taktik in diesen Auseinandersetzungen »getestet« und dadurch den Wert der Spanier erkannt. Das Ziel mesoamerikanischer Kriegsführung bestand in der Durchbrechung der feindlichen Linien, im Aufrollen des Gegners von den Flanken her – was extrem schwierig war, wenn die Kontrahenten gleiche Waffen und Vorgehensweise anwandten. Die Spanier wiederum konnten regelmäßig mittels Pferden und Schusswaffen durchbrechen, waren jedoch zu wenige, um nach erfolgreichem Durchbruch nachzusetzen. Die Kombination der zur Durchbrechung der feindlichen Linien eingesetzten spanischen Waffen mit einer großen Zahl an tlaxcaltekischen Kriegern stellte sich als beinahe unschlagbar heraus.¹¹ Sicherlich war die spanische Aufgabe im Kampf mit spektakuläreren Aktionen verbunden, die sich in den Berichten ihrer Landsleute, aber auch der Indianer, eher niederschlugen als der massenweise Einsatz der Tlaxcalteken. So entstand schnell der Mythos von der Eroberung allein durch überlegene Waffentechnik und Heldenmut. Hugh Thomas beschreibt die Mentalität der Tlaxcalteken in einer späteren Phase des Feldzugs sehr anschaulich:

»Die Aussicht, die Mexica zu vernichten, berauschte sie geradezu. Aufgrund ihrer früheren Abmachung mit Cortés sahen sie in diesem Konflikt vermutlich den großen Krieg gegen die Mexica, für den es ihnen gelungen war, sich der Hilfe einiger geschickter Waffentechniker zu versichern, die man nach dem Sieg noch immer loswerden und samt ihrer Heiligen Jungfrau und ihrem heiligen Christopherus nach Hause schicken konnte.«¹²

Die Indigenen dominierten auch den Informationsfluss. Als Montezuma Cortés prächtige Geschenke übersendet, sieht dieser einen Akt der Unterwerfung, bestenfalls der Bestechung. Weshalb klärt Malinche ihn nicht auf? Sie verkehrte zwar nicht im Adel, die indigene Gepflogenheit, durch Geschenke die eigene Überlegenheit zu demonstrieren, muss ihr jedoch bekannt gewesen sein. Angesichts solcher Episoden scheint es uns, als konnte Cortés nur das sehen, was ihn seine »indigenen Augen« auch sehen lassen wollten.

Auch scheint es, als hätten die Tlaxcalteken Cortés manipuliert, als sie Gerüchte lancierten, welche die Spanier zum Vorgehen gegen den Adel des Stadtstaates Cholula motivierten. Cortés zufolge soll es sich um einen Erstschlag gegen eine Rebellion gehandelt

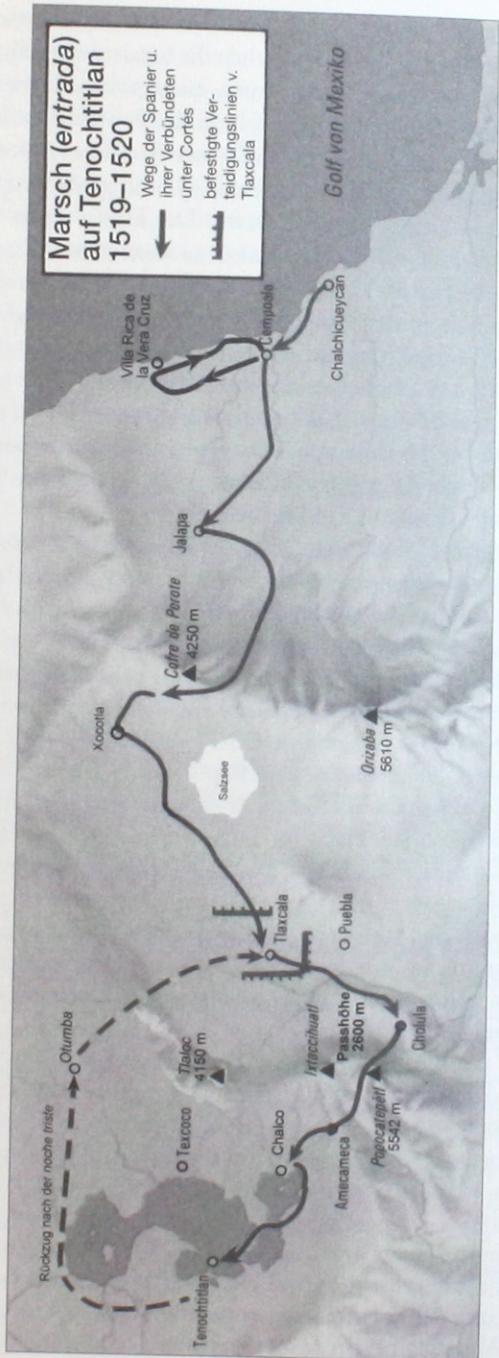
¹¹ Hassig 1988, 241-243.

¹² Thomas 1998, 611.

haben, was aber wenig glaubhaft ist. Die aztekische Armee von 20 000 Mann, mit Hilfe derer Cholula die Spanier angeblich überwältigen wollte, existierte nie – sie wurde auch später in keiner Quelle erwähnt. Binnen der drei Tage inmitten der Erntesaison, die vom Eintreffen der Spanier in Cholula bis zur Kunde von der Armee verstrichen, hätten die Azteken niemals eine so große Truppe aufstellen und in Marsch setzen können. Die Tlaxcalteken dagegen hatten handfeste Gründe, die Spanier zu motivieren. Zum einen konnten sie so ihre Bündnistreue testen und sie in irreversible Opposition zu Tenochtitlan bringen. Zum anderen sahen sie die Chance, durch die Ermordung des aztekienfreundlichen Adels den, vermutlich nach der Wahl eines neuen Herrschers kürzlich erfolgten Allianzwechsel Cholulas rückgängig zu machen. Cortés konnte natürlich nichts davon wissen, dass es sich bei dem Massaker um einen indianischen Coup zur Machtergreifung eines pro-Tlaxcala eingestellten Herrschers handelte.

Eine weitere Episode, nämlich die Wahl des Weges nach Tenochtitlan, zeigt die Angewiesenheit der Spanier auf ihre Verbündeten noch besser. Zwei Routen standen zur Wahl, eine davon führte an Texcoco vorbei, die andere an Chalco. Cortés meint später, er hätte den Weg nach Chalco gewählt, da auf dem anderen ein aztekischer Hinterhalt gelauert hätte. Die eingeschlagene Route, ein schmaler, auch heute noch kaum befahrbarer Pfad über einen 2600 Meter hohen Pass, zu Füßen des Vulkans Popocatepetl gelegen, wäre allerdings optimal für einen Hinterhalt geeignet gewesen. Aztekische Armeen wählten jedenfalls für ihren Anmarsch stets die Route Texcoco-Cholula. Plausibel ist, dass hier wiederum die Tlaxcalteken den Ausschlag gaben, und zwar nach den Endpunkten der Routen, weniger nach den Gefahren unterwegs. Was Cortés nicht einmal ahnen konnte, in Texcoco regierte ein sehr aztekienfreundlicher Herrscher, während man in Chalco mit sicherer Unterstützung rechnen konnte.

Auch der Einzug in Tenochtitlan, angesichts der Einwohnerzahl und der perfekten strategischen Lage inmitten des Sees eine an und für sich wahnwitzige Tat, erscheint in diesem Licht eher als Handlung eines Getriebenen denn als Entscheidung eines großen Strategen. Hätte sich ein großer Strategie mitten auf einem See, nur durch einzelne Dämme mit dem Ufer verbunden und Tür an Tür mit tausenden Elitekriegern und mehr als 50 000 erwachsenen Einwohnern niedergelassen? Diese Demonstration spanischer Furchtlosigkeit und Selbstvertrauens war wohl notwendig, um die indischen Alliierten bei der Stange zu halten. Zwar rafften die Spanischen Alliierten bei der Stange zu halten. Zwar rafften die Spanischen Alliierten bei der Stange zu halten.



er bald alles Gold, das sie fanden an sich, mehrere Spanier und vor allem die tlaxaltekischen Verbündeten appellierte an Cortés, die Stadt zu verlassen solange noch eine Chance bestand dies in Frieden tun zu können. Einige Conquistadoren sahen sich wie in einem Spinnennetz gefangen, nachdem sie vom Haupttempel aus erkannten, wie weit man vom Ufer entfernt war und wie effizient sie die Azteken durch ein Hochziehen der Zugbrücken beim Abzug gefangen setzen könnten.

Wieder war es die drohende Aufkündigung des Bündnisses – diesmal von Seiten der Küstenindianer –, die Cortés nächsten Schritt einleitete. Montezumas Statthalter an der Küste hatte wegen der Weigerung der Totonaken, ihren Tribut zu zahlen, einige mit den Spaniern verbündete Ortschaften geplündert. Der spanische Hauptmann in Vera Cruz stellte sich ihm entgegen und wurde wie sechs andere Spanier sowie viele Totonaken getötet. Cortés hatte nur eine Option – um zu verhindern, die Unterstützung der Totonaken zu verlieren, war ein Gewaltstreich notwendig. Montezuma wurde unter Hausarrest gestellt, Tag und Nacht war er mit bewaffneten Spaniern umgeben. Die sechs Monate, in denen Cortés durch den gefangenen Montezuma über Tenochtitlan herrschte, können auch als eine Zeit der Ratlosigkeit gesehen werden. War Montezuma denn tatsächlich gefangen? Selbst für den Bau einer Kapelle in den Quartieren der Spanier musste das Einverständnis des *tlatohani* eingeholt werden.

Die Situation wurde zunehmend prekärer, als sich die Adeligen in unmittelbarer Nähe liegender Stadtstaaten unter dem Herrscher Texcos, Cacama, zu einem Bündnis gegen Montezuma, vor allem jedoch gegen seine spanischen Wächter, entschlossen. Fest überzeugt, Hexer vor sich zu haben, die Montezuma die Kraft zum Widerstand geraubt hatten, suchten sie auch in Tenochtitlan nach Verbündeten. Den Schmeicheleien und Bestechungsversuchen der Spanier gegenüber blieb Cacama unbeeindruckt. Das angeblich von Alvarado befohlene Massaker an tausenden Unbewaffneten während des Toxcatl-Fests erscheint so in dem Licht eines Befreiungsschlages. Eine solche Gelegenheit potenziell aufrührerische Adelige und Priester – die anlässlich des Festes sicher unbewaffnet waren – in Massen zu töten, konnte sich Cortés nicht entgehen lassen, wenn er wenigstens eine kleine Chance haben wollte, die Expedition unbeschadet aus Tenochtitlan herauszuführen.

Nach der *noche triste*, der chaotischen Flucht der Spanier aus Tenochtitlan, waren es wieder die Tlaxcalteken, die über das Schicksal der dezimierten, verletzten und entmutigten Conquistadoren salten. Zwar waren sie enttäuscht über die Niederlage und in entschieden.

Trauer über die zahlreichen gefallenen Tlaxalteken, doch der Wert spanischer Waffen und Taktik war für sie noch immer gegeben. Metallschmelzer Antonio Benavides meinte, dass ohne Hilfe Tlaxcalas »kein Spanier den Mexica entkommen wäre, denn es gab keinen anderen Ort, an dem man uns Zuflucht gewährt hätte«¹³, und Bernardino Vázquez de Tapia erschien es wie ein Wunder:

»[...] und wenn wir sie auf dem Kriegspfad angetroffen hätten, wäre ihnen niemand von uns, in unserem Zustand der Erschöpfung, verwundet wie wir waren, entkommen; aber weil sie gut sind, bewahrten sie Friede und Freundschaft, so wie sie es mit dem Markgrafen vereinbart hatten.«¹⁴

Diese Loyalität hatte jedoch ihren Preis. Im Prozess gegen Cortés tauchten Hinweise auf, wie prekär die Situation für die Spanier war und wie sehr die indianischen Verbündeten nun den Ton angaben. Die Gefahr einer Erhebung der Tlaxalteken hätte bestanden, wenn die Spanier nicht mehreren Bedingungen zugestimmt hätten: Als nächstes Angriffsziel wurde Tepeaca festgelegt, die Beute sei gerecht zu teilen, für den Fall des Sieges wolle Tlaxcala eine Garnison in Tenochtitlan. Cortés stimmte ohne zu zögern zu. Thomas Hugh meint, die Tlaxalteken hätten in den Feldzügen rund um den See gegen aztekische Alliierte immer wieder die Rolle des »Jago« gespielt.

Nichts von alldem macht Cortés zum Prototyp eines kalkulierenden, rationalen Strategen, der seinen Gegnern wie Verbündeten immer einige Schritte vorausdenkt. Es ist ohne Zweifel richtig, dass nicht einmal die negativsten Omen und Rückschläge ihn von seinem Vorhaben abbringen konnten. Nicht jedoch, weil er *principe* im Sinne Machiavellis war, sondern weil er, der stets alles auf eine Karte setzte, gar nicht zurück konnte.

Die meisten der folgenden »Eroberungen« waren vor allem Wechsel in den Allianzsystemen. Jeder Herrscher hatte Rivalen im eigenen Adel, und je nachdem, wer die Oberhand gewann, entschied es sich, ob man auf Seiten der Azteken oder ihrer Gegner kämpfte. Etliche Adelige nützten die unstabile politische Situation zur Machtübernahme. Wiederum waren es die Indianer, nicht die Spanier, die Gelegenheiten erkannten und wahrnahmen. Das hier auftretende Muster findet sich rund um den See: eine Reihe von Erniedrigungen durch Tenochtitlan, konkurrierende Adelsfamilien und letztlich der Abfall von den Azteken bei erster Gelegenheit.

¹³ Zit. nach Thomas 1998, 577.

¹⁴ Zit. nach Bennassar 2002, 72.

Mit jedem abfallenden Stadtstaat wendete sich das Kriegsglück mehr zugunsten der Spanier. So erleichterte etwa der Allianzwechsel Texcocos die Operation gegen Tenochtitlan ungemein, denn der auf ihrem Territorium gelegene natürliche Hafen diente fortan als zentral gelegene Basis der Kriegsflotte. Allerdings wurden die, in der Literatur oft als so kriegsentscheidend dargestellten, spanischen Brigantinen auch in den entscheidenden Kämpfen auf dem See und den Dämmen von tausenden indianischen Kanus unterstützt – in Analogie zur Rollenaufteilung an Land. In den finalen Kämpfen um Tenochtitlan machten die Spanier jedenfalls nur ein Prozent der Streitmacht aus. Das Kräfteverhältnis ermöglichte es den Spaniern auch in den folgenden Jahren nicht, die indigenen Verbündeten zu marginalisieren. Im Gegenteil, von der Steuerpflicht befreit und als Verwalter neu erobelter Gebiete eingesetzt, stiegen die Tlaxalteken in mancherlei Hinsicht zu den wahren Herren des Landes auf.

Resümee

Der Wert, den die politischen, technologischen und organisatorischen Veränderungen während der Reconquista für das Ausgreifen in die Neue Welt hatte, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Frontera prägte die Mentalität eines Glücksritertums niederer Adeliger ebenso wie jene einer neuen Soldatenklasse von skrupellosen Nahkämpfern, gewohnt, in kleinen Gruppen zu operieren und bedacht, jeden Vorteil, den ihnen neue Waffentechnologien boten, zu nutzen. Agrarkrise, Zentralisierungsbestrebungen und das Fehlen noch zu erobernden Landes auf der iberischen Halbinsel bedrohte jedoch das soziale Überleben vieler dieser Hidalgos. Dienten Kleinkriege und Scharmützel an der Frontera auch der sozialen Funktion, die latent vorhandene »Hassenergie« regelmäßig ausleben zu können, taten sich mit dem Überschreiten des Atlantiks nun neue Chancen auf, im Kampf Reichtum und sozialen Aufstieg zu erwerben. Man kann demnach getrost von der Conquista als einem neuen »Ventil« für die gefährlich angestauten, kleinadeligen und bürgerlichen Energien sprechen. Ambitionierte Projekte wie die Eroberung Granadas, das erste Ausgreifen der Spanier in den Atlantik, die Eroberung und Besiedlung der Kanarischen Inseln während des 14. Jahrhunderts wurden erst durch die Änderungen von Staat und Heeresstruktur während der Reconquista möglich. Stadtstaaten oder Kleinstaaten, so finanziell potent sie auch gewesen sein mögen, waren dem »Rüstungswettlauf«, der Verteidi-

gung neuer, transatlantischer Territorien sowie der Sicherung der gewaltigen Schifffahrtsrouten des 15. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen. Die spanische Krone erhoffte sich aus den Entdeckungsfahrten nicht nur innenpolitische Befriedung, sondern auch eine wesentliche Steigerung ihrer Einnahmen, die mithelfen sollten, den stetig wachsenden Finanzbedarf abzudecken. Dabei instrumentalisierte sie die prekäre Lage und Aufstiegsträume einer ganzen Klasse. Auch so gesehen wurde Amerika fast zur logischen Fortsetzung des Kampfes gegen Granada und der Landnahme auf den Kanarischen Inseln.

Es besteht kein Zweifel, erst spanische Waffentechnologie ermöglichte den Sieg über Tenochtitlan. Allerdings nur, weil Indianer das Potenzial dieser Techniken erkannten und nutzten, um ihre eigene Effizienz zu multiplizieren. Nicht semiotische oder intellektuelle Unterlegenheit, gar das Verfangensein in unheimlichen Omen begründete den Untergang, sondern schiere Machtpolitik. Die Spanier schrieben sich zwar den Löwenanteil am Erfolg zu, waren jedoch nur das sichtbarste, weniger das wichtigste Element. Im Gegenteil, die Anfangsphase der Conquista war keine Auseinandersetzung zwischen Azteken und Spaniern, sondern viel eher zwischen Azteken und unterschiedlichen indianischen Stämmen, die Cortés' Truppe, vor allem jedoch ihre Waffen, für ihre Ziele einsetzten.

Cortés selbst mag diese Manipulation nicht durchschaut haben, jedenfalls versuchte er alles, die wenig schmeichelhafte Rolle als Getriebener in jene des stets die Kontrolle behaltenden Strategen umzuwandeln. Als Machtpolitiker, die gezielt ihre Interessen definierten, ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen, standen die indianischen Adeligen den Spaniern jedenfalls in nichts nach. Erst Cortés Nachfolger erwiesen sich in der langfristig angelegten Machtpolitik überlegen, indem sie die vielen, durch Seuchen nachhaltig geschwächten Sieger der Schlacht um Tenochtitlan gegeneinander ausspielten und langsam, dafür aber um so fundamentaler, das politische, ökonomische, religiöse und soziale Leben Mexikos umgestalteten.

Generationen von Historikern glaubten dennoch, in Cortés den prototypischen Strategen zu erkennen. Cortés wollte das Aztekenreich erobern und eroberte es auch – dies macht ihn zum modernen Europäer, zum Vorreiter weltweiter Dominanz. Ein Grundpfeiler der Geschichtsschreibung der »großen Männer« ist nun einmal die implizite Annahme von historischen Akteuren, die im Sinne einer eindimensionalen Rationalität überraschungsfreie Effekte prägen. Diese Arbeit versucht, die Akteure nicht nur als »Opfer«

ihrer eigenen strategischen Willens zu definieren, sondern auch Phänomene der Unsicherheit wie Informationsdefizite, externe wie interne Zwänge oder irrationale Präferenzen einzubeziehen.

So einleuchtend der lineare, beinahe vorherbestimmt wirkende Aufstieg Europas (beziehungsweise der als europäisch geprägt wahrgenommenen Vereinigten Staaten) für unsere Selbstwahrnehmung als weltweite »Leitkultur« auch ist, so sehr zerfällt diese »Europäisierung der Welt« bei näherer Betrachtung in viele Geschichten, die jener der Schlacht um Tenochtitlan ähneln. Seziert man diese, gerät die eurozentristische These, wonach nur unsere Kultur sich hätte durchsetzen können, nachhaltig ins Wanken.

Literatur

- Bennassar 2002 = Bartolomé Bennassar, Cortez der Konquistador. Die Eroberung des Aztekenreichs, Düsseldorf-Zürich 2002.
- Clendinnen 1993 = Inga Clendinnen, Fierce and Unnatural Cruelty. Cortés and the Conquest of Mexico, in: Stephen Greenblatt (Hg.), New World Encounters (Representations Books 6, Berkely 1993), 12-47.
- Edelmayer 2002 = Friedrich Edelmayer, Die spanische Monarchie der Katholischen Könige und der Habsburger (1474–1700), in: Peer Schmidt (Hg.), Kleine Geschichte Spaniens, Stuttgart 2002, 123-207.
- Hassig 1988 = Ross Hassig, Aztec Warfare. Imperial Expansion and Political Control (The Civilization of the American Indian 188, Norman 1988).
- Liedl 2001 = Gottfried Liedl, Die andere Seite der Reconquista. Islamisch Spanien im Wirtschaftsraum des Spätmittelalters, in: Peter Feldbauer/Gottfried Liedl/John Morrissey (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 6, Wien 2001), 103-139.
- Liedl 2002 = Gottfried Liedl, Wettrüsten oder Der Weg der Kanone, in: Gottfried Liedl/Manfred Pittioni/Thomas Kolnberger, Im Zeichen der Kanone. Islamisch-christlicher Kulturtransfer am Beginn der Neuzeit (Expansion, Interaktion, Akkulturation Bd. 2, Wien 2002), 43-85.
- Martín Martín 2002 = José L. Martín Martín, Die christlichen Königreiche des Mittelalters (711–1474), in: Peer Schmidt (Hg.), Kleine Geschichte Spaniens, Stuttgart 2002, 43-76.
- Otto 1992 = Wolfgang Otto, Conquista, Kultur und Ketzerwahn. Spanien im Jahrhundert seiner Weltherrschaft, Göttingen 1992.
- Paz 1985 = Octavio Paz, Hernán Cortés. Exorcismo y liberación, 1985; zit. nach Claudine Hartau, Hernando Cortés, Reinbeck bei Hamburg 1994, 152.
- Stenzel 1980 = Werner Stenzel, Quetzalcoatl von Tula. Die Mythogenese einer postkortesischen Legende, in: Zeitschrift für Lateinamerika 18 (1980).
- Thomas 1998 = Hugh Thomas, Die Eroberung Mexicos. Cortés und Montezuma, Frankfurt am Main 1998.

Weigl 2003 = Gerald Jens Weigl, Manipulierte Machiavellisten. Hernan Cortés und der Fall Tenochtitlans (Dipl.Arb., Univ. Wien 2003).
 Zinn 1989 = Karl Georg Zinn, Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert, Opladen 1989.

Glossar

atlatl – Speerschleuder

Azteken – Leute aus Atzlan; Kollektivname für Nahuatl sprechende Stämme des Hochtales; enger definiert die Bewohner Tenochtitlans und Tlatelolcos.

Blumenkriege – »Begrenzte Kriege« der Stadtstaaten des Hochtales um stets ausreichend Menschenopfer zu Verfügung zu haben. Sie arteten jedoch vor allem zwischen Tlaxcala und Tenochtitlan aus. Möglicherweise waren sie Teil der Taktik der Azteken um Feinde allmählich zu dezimieren und damit »eroberungsreif« zu machen.

chinampas – auf Flößen gezogene »schwimmende Gärten« im großen See.

Codex – Bilderhandschrift indigenen (mesoamerikanischen) Ursprungs. Jedoch wurden sämtliche aztekischen Codices zerstört, zum Vergleich werden die fünf Handschriften der »Borgia-Gruppe« herangezogen, die tlaltekisch-mixtekischen Ursprungs sind. Ein Gutteil der traditionellen Überlieferung erfolgte jedoch nicht via Schriftzeichen, sondern mittels Tänzen, Gesängen und oral tradierten Legenden. Indianische Erzählungen fielen eher episodisch, mit sehr visuellen Schilderungen aus. Oft dienten die Piktogramme der Codices lediglich als Gedächtnisstütze.

Codex Florentinus – Oft fälschlich als indigene Quelle gewertetes, dreißig Jahre nach dem Fall Tenochtitlans in Nahuatl und Spanisch verfasste, umfassende Beschreibung des aztekischen Lebens des Franziskaners Bernardino de Sahagun. Ein Gutteil der Deutungen rund um das Ende des Aztekenreiches, wie etwa jene vom zögerlichen Herrscher Montezuma, lassen sich darauf zurückführen. Wer heute den Codex Florentinus zur Hand nimmt, sollte stets der heilsgeschichtlich-missionarischen Leitlinie Sahaguns gewahr sein. Ein deutlicher Beleg dafür ist z.B. das Auftauchen des spanischen *demonios* als Bezeichnung für aztekische Gottheiten nicht nur im spanischen Teil, sondern auch im Nahuatltext. Die Schwierigkeiten, kulturelle Kontexte zu übersetzen, lässt sich anhand des Nahuatl-Begriffs, der mit »Opfer« ins Spanische übertragen wurde, zeigen. Akkurat übersetzt müsste der drei Wörter umfassende Begriff »all die, welche vor den Göttern sterben werden«, lauten. Es handelt sich also eher um eine kategorische Beschreibung als um jene sakralen und emotionalen Bedeutungen, die im Begriff »Opfer« mitschwingen. Wörterbücher bieten hier wenig Abhilfe, denn obwohl man damit zwar das einzelne Wort in die eigene Sprache übertragen kann, bleibt der Zugang zur Erfahrungswelt, zu den seelischen Bildern, geistigen Systemen und letztlich zur Philosophie des Anderen. Der Codex Florentinus ist für sich genommen als Quelle wertvoll, über das präkolumbische Kulturschaffen vermag er jedoch nur sehr bedingt Auskunft geben. In der Art des Zustandekommens mag hier jener Dialog zwischen den Kulturen vorlie-

Der Fall Tenochtitlans

gen, im Text wie in der Botschaft hält das aztekische Echo nur mehr sehr schwach.

ichcahuipili – Gesteppter Baumwollpanzer, oft mit Salzwasser gestärkt. Er wurde rasch von den Conquistadoren übernommen.

hidalgo – Im Rahmen dieser Betrachtung stellt der Begriff weniger auf den konkreten kleinadeligen Titel ab, als auf das gesamte soziale Spektrum einer Feudalklasse zwischen reichem Adel und einfachen Bauern oder Handwerkern, das als Conquistadoren in die neue Welt aufbrach.

Huitzilopochtli – Hauptgottheit der Azteken.

macuahuitl – Hölzernes, mit Obsidianklingen bestücktes Paddel; Waffe der aztekischen Elitekrieger.

(Colhua) Mexica – Selbstbezeichnung der Dynastie u. Einwohner Tenochtitlans.

nahuatl – lingua franca der Völker des Hochtales.

Quetzalcoatl – toltekischer Gott, Hauptgottheit vieler Völker des präkolumbischen Mexicos.

Tarasken – auch Purepecha; Bewohner des Reiches von Michoacan, die wegen ihrer metallurgischen Kenntnisse den Azteken einige Niederlagen beibrachten.

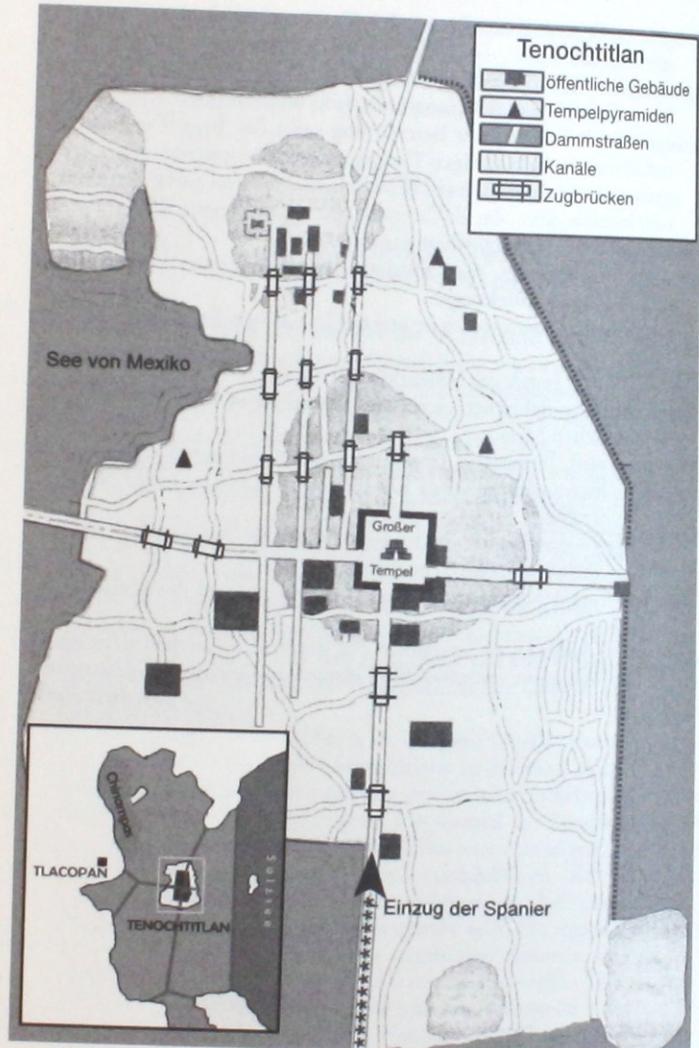
Tenochtitlan – dominanter Stadtstaat, Heimat der Azteken.

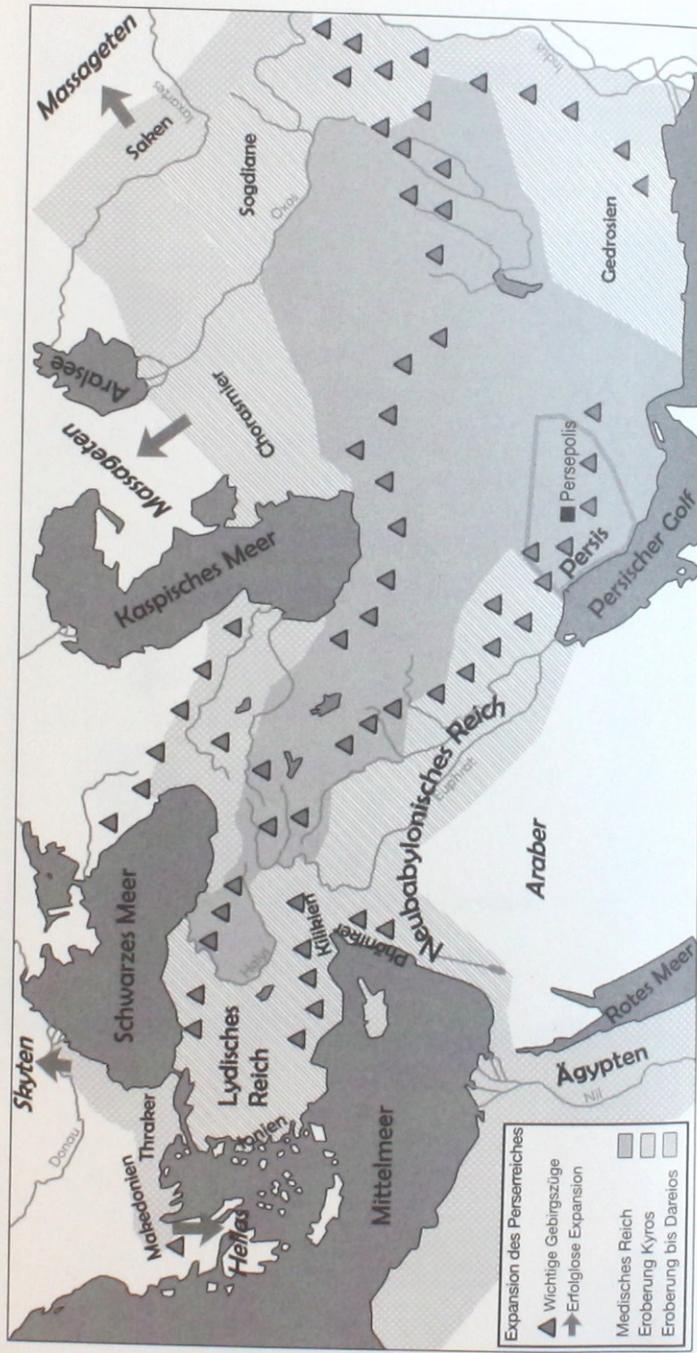
Tlatelolco – Schwesterdstadt Tenochtitlans.

tlatoni – Titel des aztekischen Herrschers; eigentl: »er der herausragend spricht«.

Tlaxcala – Dominanter Stadtstaat der gegen die Azteken gerichteten Militärföderation von etwa 200 Dörfern und kleineren Stadtstaaten.

Die Herausgeber





Die Griekenkriege der Perser Hopliten zwischen Ost und West

ILJA STEFFELBAUER

ATOSSA: Aber wissen möcht ich wohl, wo in der Welt denn,
Freunde, sagt man, dass die Stadt Athen liegt?

CHOR: Fern im Westen, wo der letzten Abenddämmerung Untergang.

ATOSSA: Und verlangt hat's meinen Sohn doch, sich zu erjagen diese Stadt?

CHOR: Ja, das ganze Hellas würde dann dem König untertan.

ATOSSA: So bedeutend ist der eignen Krieger Zahl in ihrem Volk?

CHOR: Eben dieses Heer erschuf schon vieles Leid dem Medervolk ...

ATOSSA: Führt denn ihre Hand der Pfeile sehneschwirrenden Bogen auch?

CHOR: Nein, sie tragen hohe Lanzen, und ein Schild bedeckt den Leib.

ATOSSA: Aber wer ist ihr Gebieter und beherrscht Volk und Heer?

CHOR: Keines Mannes Sklaven sind sie, keinem Menschen untertan.

Aischylos, PERSER

Unschärfen

Dieser Band ist – zumindest zum Teil – der »New Military History« verpflichtet, weswegen es leicht wäre, einfach darauf zu verzichten, Militaria oder Schlachtengeschichte zu schreiben. Die Quellen dazu sind in der Alten Geschichte ohnehin problematisch. Truppenzahlen, ein Lieblingsthema der Schlachtengeschichtsschreibung, sind für die Antike durchwegs dubios und sagen mehr darüber aus, welche Bedeutung ein Autor Truppenkontingente zusprach, als über die tatsächliche Zahl derer, die sich zur Schlacht einfanden. Schon antike Geschichtsschreiber, die sich selbst mehr Fachwissen zusprachen, verrissen die Schlachtenbeschreibungen ihrer Kollegen.¹ Und der erste kritische Historiker – Thukydides – sagt selbst, dass »es eine mühsame Aufgabe« sei, »die Tatsachen herauszufinden, weil jene, welche Augenzeugen von verschiedenen Ereignissen waren, nicht dasselbe über dieselben Dinge berichten; sondern Berichte unterscheiden sich, je nachdem, ob man für die eine oder andere

¹ Polybios' Kritik an Ephoros (Polybios 12.25f.). Zur antiken Geschichtsschreibung allgemein: Grant 1981.

Seite eintritt oder was sie in Erinnerung haben.«² Von den wenigen Autoren mit eigener militärischer Erfahrung – Xenophon, Polybios oder Caesar – abgesehen, neigt die antike Geschichtsschreibung, nicht anders als die späterer Epochen, zur Überbetonung des Einzelereignisses der Schlacht und der Person des Feldherren.

Informationen über Militär und Gesellschaft sind nur über Randbemerkungen oder durch sorgfältige Aufarbeitung auch scheinbar abgelegener Quellen wie z.B.: Komödie³ oder Lyrik⁴ zugänglich. Unser Wissen über die sozialen Hintergründe des römischen Militärs verdanken wir großteils der Epigraphik und zunehmend der Papyrologie, während die eigentlichen Militärschriftsteller – wie Vegetius – aus der Nachschau verklärt und verzerrt über die »gute alte Zeit« schreiben oder sich – wie Polyainos – für »stratagema« – taktische oder strategische Geniestreiche – begeistern.

Wo die Armut an Quellen ohnehin vorherrscht, ist die Gefahr groß, alles, was über das Militärwesen antiker Kulturen gesagt wird, ausschließlich aus Texten zu ziehen, welche dessen kriegsmäßigen Einsatz beschreiben. Irreführend wird dieser Ansatz, wenn die gemeinsame Geschichte von dauerhaften Strukturen wie Kulturen und Reichen allein im Licht des Krieges sichtbar wird. Hier liegt die Gefahr nahe, aus dem Moment der Konfrontation eine schicksalhafte Feindschaft zu konstruieren. Die Auseinandersetzung zwischen dem achämenidischen Perserreich und wechselnden Koalitionen griechischer Stadtstaaten am Beginn des 5. Jahrhunderts vor Christus⁵ hat deswegen mehrfach zu Weltgeistbeschwörungen Anlass gegeben.

Das antike Griechentum ist Teil der modernen westeuropäischen Identität »weil Generationen von Altertumswissenschaftlern und Bildungsbürgern es so lange und so sehr gehegt, gepflegt und sich vertraut gemacht haben.«⁶ Deswegen ist auch für den Fachwissenschaftler der Brückenschlag von Salamis in die Gegenwart un widerstehlich: »Die welthistorischen Perspektiven des griechischen Sieges über die Perser sind fast unfassbar. Dadurch, dass die Hellenen den Ansturm des Ostens meisterten, haben sie der politischen und kulturellen Entwicklung des Westens auf ein volles Jahrhundert hinaus Ziel und Richtung gegeben. Erst durch den siegreichen Freiheitskampf der Griechen ist Europa als Idee und Wirklichkeit geboren worden. Die Güter, für die einst die Griechen ihr Leben einsetzen, sind auch

² Thukydides 1.22.3-4.

³ Ehrenberg 1951.

⁴ z.B.: Archilochos, Tyrtaios.

⁵ Alle Jahreszahlen, sofern nicht anders angegeben, vor Christus.

⁶ Meier 2002, 77.

heute noch die höchsten Werte im Leben der abendländischen Menschheit ... und wenn wir uns heute als denkende, freie Menschen fühlen, so haben jene die Voraussetzungen dafür geschaffen.«⁷

Vor einem solchen mit der ganzen Kraft des Narrativen vorgebrachten Anspruch muss jede rationale Beurteilung der Ereignisse kapitulieren, mahnt er doch gebieterisch, dass eine Relativierung den folgenden Gang der Weltgeschichte und schließlich unsere eigenen, kulturellen Leitwerte in Frage stellen würde: »Je folgenreicher ein Ereignis ist, je tiefer und endgültiger sich seine Konsequenzen in die Wirklichkeit eingraben, um so schwieriger wird es, sich vorzustellen, es könnte nicht stattgefunden (oder einen anderen Ausgang gehabt) haben. Es geht dann von ihm leicht eine Suggestion aus, dass man es nicht nur für wahr, sondern auch für wahrscheinlich hält. So verliert es nachträglich seine Offenheit.«⁸

Gerade deswegen muss sich heute eine kritische Geschichtsforschung der Perspektive der Perser annehmen – wo sie sicher in gerade dieser Angelegenheit in guter Gesellschaft ist, bestätigt doch schon Herodot, dass die Wahrhaftigkeit diesen als höchste Tugend galt. Damit hat auch der provokante Titel des Aufsatzes seine Berechtigung. Dass trotzdem die zitierte Evidenz vor allem aus griechischen Quellen stammt, ist einerseits mit der Asymmetrie der Überlieferung und der fachlichen Herkunft des Autors zu erklären, andererseits als Versuch gedacht, zu zeigen, welche Gewalt ein theologisches Geschichtsbild den Zeugnissen antut.

Kampf der Kulturen

Hartmut Schmökel⁹ hat eine umfassende und tiefgehende Darstellung des »Alten Orients« geliefert, doch – im Unterschied zu anderen Überblickswerken und heute üblichen Fachdefinitionen – lässt er seine Betrachtung enden, bevor die Großmächte des 1. Jahrtausends auftreten. Weder Assur noch die iranischen Reiche sind in seinem Werk enthalten. Tatsächlich ist das Reich der Achämeniden nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ eine andere Größe, als jene Reihe von Kulturen und Staaten, die üblicherweise unter diesem Titel zusammengefasst werden. Von einem »Orient«, dem das Griechentum widersteht, kann man nur sprechen, wenn man eine grundsätzliche Dichotomie zwischen einer europäischen und

⁷ Bengtson 1965, 152-3.

⁸ Meier 1997, 18.

⁹ Schmökel 1955.

einer orientalischen Kultur annimmt. Doch ist das Perserreich mehr als eine Kultur, es ist ein Vielvölkerstaat, ein Imperium der verschiedenen Geschwindigkeiten, in dem theokratische Stadtkulturen, feudale Personenverbände, mercantil orientierte Seestädte und nomadische Steppenhirten unter der Autorität einer Krone versammelt sind, welche sich und ihr Umfeld aus der adeligen Führungs- schicht der bei weitem nicht »fortschrittlichsten« Komponente rekrutiert. Das Reich der Achämeniden ist die Eroberung des Zentrums durch die Peripherie der Peripherie des Alten Orients und keine lineare Fortsetzung einer Entwicklung, die im urgeschichtlichen Sumer begann.

Tatsächlich durchbricht es in seiner rasanten Ausbreitung und mit seinen neuen Strukturen die zyklische Abfolge von Kulturen und Reichen, die im Sinne einer braudelschen *longue durée* von gemeinsamen Produktions-, Organisations- und Denkweisen geprägt waren. Es ist ein Novum in der Welt des Nahen Ostens, wo die Zentren der Kultur in den Flusstälern lagen und die Barbaren in den trockenen Hochländern und Steppen zu deren Seite hau- ten. Nun kehrt sich das Verhältnis um. Griechische Quellen selbst betonen die Andersartigkeit der Perser in Bezug auf die älteren Kulturen Ägyptens und Mesopotamiens, während moderne For- scher sich nicht einer Wertung enthalten können: »Das enge Zu- sammenleben mit den alten Kulturnationen des Vorderen Orients, vor allem mit den Babylonieren, war jedoch nicht spurlos an den Persern vorübergegangen ... Trotz unverkennbarer Begabung sind die Perser gar bald der Umarmung des Orients erlegen, das Ende der persischen Kultur ist die Nivellierung.«¹⁰ Allein aus der oben beschriebenen Perspektive der Nachschau ist es zwingend nötig, dieses Urteil über die Perser zu sprechen, muss sich der moderne Autor der negativen Bewertung der Barbaren anschließen, da sonst die Rettung des Abendlandes in Frage steht. Dass die persische Führungs- schicht mit ihrem »westlichen« Gegenüber schnell eine gemeinsame Ebene fand, ja dass ein Dramatiker sogar den Sprung über die mentale Kulturgrenze wagte, bleibt hier außen vor, ebenso, dass der Vorwurf des »orientalischen« Einflusses ebenso bei den Hellenen geltend gemacht werden kann, die eine im Kunstschaffen deutlich erkennbare »Orientalisierende Epoche« (690–610) durchlebten, in der mehr als nur Darstellungsformen von Fabeltieren aus dem Osten übernommen wurde. Schon zuvor hatten sie eine ursprünglich phönizische Erfindung übernommen, die Buchstaben-

¹⁰ Bengtson 1965, 153.

schrift, welche die Hellenen überhaupt erst in die Lage versetzte, geschichtsschreibend unser Bild der Konfrontation zu prägen: »Die Perser hatten (so) das Glück, das einzige wirklich schriftkundige Volk ihrer Welt als ihre Biographen zu haben.«¹¹

Der Großkönig

Dareios, in dessen Regierungszeit die erste Phase der persisch-grie- chischen Auseinandersetzung fiel, hatte nach den turbulenten Umständen seines Regierungsantritts die ersten Jahre seiner Herr- schaft damit verbracht, Rebellionen im Reich niederzuschlagen und die Verwaltungsstrukturen zu reformieren. Erst dann wandte er sich der Außenpolitik zu und suchte zuerst sein Glück im Osten. Er reihte sich so in die Abfolge seiner Vorgänger ein, von denen jeder das Reich der Achämeniden um bedeutende Provinzen erweitert hatte, seit Kyros das ehemals medische Reich in ein persisches ver- wandelt hatte. Was von der modernen Geschichtsschreibung ins- fern als epochal angesehen wird, dass immerhin das wachsende Imperium nun unter dem persischen, nicht mehr dem medischen Namen geführt wird, scheint bei den Zeitgenossen Gleichmut aus- gelöst zu haben. Die griechischen Quellen sprechen überhaupt nur von Medern – eine Praxis, welcher auch Araber, Ägypter und Juden folgen, und das griechische Wort dafür, mit dem persischen Feind zu sympathisieren, ist konsequenterweise »medizein«. Bestenfalls war man bereit von einem Dynastiewechsel zu sprechen.¹² Mit Kyros beginnt die gemeinsame Geschichte der Griechen und Perser, nicht in der Konfrontation, sondern durch einen Versuch des Großkönigs, die Griechenstädte an der Kleinasiatischen Küste gegen ihre ly- dischen Herren aufzubringen. Lydien war durch die Kooperation einiger lokaler Tyrannen zur Schutz- und Vormacht der Griechen- städte Ioniens geworden. Da nun Kroisos, der herrschende lydische König, eine Allianz gegen den iranischen Emporkömmling zu schmieden suchte und sich an die anderen lokalen Mittelmächte – Babylon und Ägypten – wandte, war diese Fühlungnahme ein lo- gischer Versuch, Unruhe im Rücken des Feindes zu erzeugen.¹³ Als nach dem Fall des Lyderreiches spartanische Gesandte Kyros in Sardes trafen, wandte dieser sich bereits an »die Griechen, die bei ihm waren«, um zu erfahren, mit wem er es zu tun habe. Sehr rasch

¹¹ CHI 2, 201.

¹² CHI 2, 211.

¹³ CHI 2, 292.

hatte die Durchdringung Kleinasiens und des Nahen Ostens mit griechischem Handel und Kultur auch das nun persische Reich erfasst.

Doch erst mit Dareios schickt sich Persien an, den Besuch zu erwideren. Im Westen überschritt er die Meerenge der Dardanellen. Dieser Expansion nach Thrakien folgten Unterwerfungsgesten mehrerer nordgriechischer Lokalherren, unter anderem der Könige von Makedonien. Etwa zu diesem Zeitpunkt (500) kam es zur Erhebung einiger von Griechen bewohnter Städte an der Küste Kleinasiens, welche sich das Persereich gemeinsam mit dem lydischen Königreich des Kroisos 546 einverleibt hatte. Der weitere Verlauf der Ereignisse ist bekannt. Von den Städten des griechischen Mutterlandes stellen sich Athen und Eretria auf die Seite der Aufständischen. Nach der Niederschlagung des Aufstandes (494) hindern innere Unruhen Dareios an einer sofortigen Reaktion. Doch 490 landet eine Strafexpedition mit Ziel Athen im sumpfigen Tiefland an der Nordküste Attikas. Mit dabei ist Hippias, Sohn des Peisistratos und entmachteter Tyrann von Athen. Er hat wahrscheinlich den Landeplatz vorgegeben, denn die Kleinbauern in der nordöstlichen Ecke Attikas galten als Parteigänger seiner Familie.

Der Tyrann

Mit Hippias wird ein mehrfach belegter Typus von Grenzgänger erkennbar. Wie schon mit den lydischen und anderen kleinasiatischen Königen verbanden griechische Adelsgeschlechter auch mit den neuen persischen Repräsentanten vielfältige Beziehungen. Hippias' Familie stammte aus dem Osten Attikas und stellte schon im 7. Jahrhundert hohe Regierungsbeamte. Sein Vater, Peisistratos der Tyrann, um 600 geboren, kam zuerst unter Ausnutzung innerer Streitigkeiten an die Herrschaft. Kurzzeitig vertrieben, hielt er sich in Makedonien, Thrakien und Eretria auf, von wo er den erneuten Griff nach der Macht schaffte – durch eine Landung bei Marathon.

Seine Außenpolitik ist bestimmt von Bündnissen mit lokalen Machthabern von Makedonien bis zu den Kykladen. Hinter dieses Netzwerk persönlicher Allianzen tritt eine offizielle »athenische« Politik weitgehend zurück. Es ist ein Teil jener Matrix aristokratischer Familienbeziehungen, welche die griechische Welt der archaischen Zeit durchziehen. Alle sichtbaren Ausdrucksformen der griechischen Kultur dieser Zeit sind Aspekte dieser aristokratischen Welt. In der bildenden Kunst sind die ersten, steifen Statuen Grabplastiken

auf adeligen Familiengräften. Die Lyrik ist weitgehend der Selbstdarstellung dieser Schicht verschrieben, welche auch bei den panhellenischen Spielen wetteifert und sich durch Oden verherrlichen lässt. In der epischen Dichtung findet diese Klasse ein in die mystische Vergangenheit projiziertes Kriegerideal, findet in den Heroen Identifikationsfiguren, an die sie sich auch genealogisch zu binden versucht. Die Tyrannen sind jedoch bereits ein Verfallssymptom. Nach ihnen geschieht die Machtergreifung eines Peisistratos über die Ausnutzung von Spannungen in der Bevölkerung, die sich bereits seit der Zeit Solons (ca. 600) angekündigt hatten. Die Aristokraten können nicht länger kraft ihrer ererbten Position die Richtung der Politik beeinflussen, sondern müssen sich zu Führern von Lagern der Gesamtbürgerschaft machen. Längst hat nämlich eine militärische Revolution stattgefunden, welche nun auf die Gesellschaft zurückwirkt.

Auch wenn die Anfänge der Hopliten-Taktik von der Forschung tendenziell immer weiter in die Vergangenheit gerückt werden¹⁴, müssen wir doch eine Zeit davor postulieren, in der das Schlachtfeld von adeligen Reitern, welche ihren Feinden mit Wurfspeeren zusetzten, dominiert wurde. Zwar finden sich schon in der »Ilias« Hinweise auf eine Massentaktik, doch dominieren die Darstellungen der geometrischen Epoche die Reiterkrieger, wobei auch die große Zahl von Weihungen bronzer Pferdefiguren¹⁵ die Bedeutung der Kavallerie noch unterstreicht. Es ist dies die Zeit, als die militärische Führungsrolle der Aristokratie, welche sich allein den Unterhalt von Pferden leisten konnte, mit ihrer gesellschaftlichen Position noch übereinstimmte.

Der Bruch kommt, als sich die Taktik zu ändern beginnt. Nicht mehr der einzelne Elitekrieger, sondern die Masse führt die Entscheidung auf dem innergriechischen Schlachtfeld herbei. Gleichwertige und aus Gleichen bestehende Schlachtordnungen treten gegeneinander an. *Phalanx* – Walze – nennt man die dicht gedrängten Massen von Kämpfern, die auf den letzten 120 Metern in einen Sturmlauf verfallen und mit der Wucht von acht bis zwölf Reihen von Menschenleibern aufeinander prallen. Jede setzt sich zusammen aus homogen ausgerüsteten Kriegern. Die volle *panhoplie* besteht aus Brustpanzer, Beinschienen, Helm und der namengebenden Schutzwaffe, dem *hoplon*, einem schüsselförmigen Rundschild, dessen Form und Ergonomie einzig für die Taktik der Phalanx besessen

¹⁴ Hanson 1989, 27ff.

¹⁵ Yalouris 1997, 44 – 48.

stimmt ist. Der Speer ist die Hauptwaffe, das Schwert letzte Zuflucht. Im Zusammenprall der Schlachtreihen sind die Fähigkeiten des Einzelnen unbedeutend, allein Selbstkontrolle und Verlässlichkeit im Zusammenwirken mit anderen sind entscheidend. Die Phalanx steht und fällt mit dem Zusammenhalt der Kämpfer, denn jeder deckt mit der Hälfte seines Schildes die verwundbare rechte Seite seines Nebenmannes. Wer seine Position verlässt, gibt seinen Nebenmann preis und öffnet eine Lücke in der Schlachtdisposition, welche deren Zusammenbruch bedeuten kann. Deswegen schwören auch die athenischen Wehrpflichtigen, die »heiligen Waffen nicht zu entweihen« indem sie »den Nebenmann im Stich lassen«¹⁶ und fordern die spartanischen Mütter ihre Söhne auf »entweder mit dem Schild zurückzukommen, oder auf ihm.« Ebenso wie eine Bresche in der Mitte ist die Überflügelung der Flanke der Schlachtdisposition deren Untergang. So ist der im Vorteil, der viele als Hopliten gerüstete Krieger ins Treffen führen kann.

Dies ist ein entscheidender Faktor in der Emanzipation der Bürgerschaft gegenüber dem Adel. Die Aristokratie kann keine Politik mehr machen, ohne sich im Ernstfall der Unterstützung der waffentragenden Mittelschicht sicher zu sein. Die Phalanx wird zur Schule des Staates, der sich durch sie definiert, weil sie mit ihm identisch ist. Griechische Stadtstaaten sind primär die Gemeinschaft ihrer waffenfähigen Bürger: Sie sind Legislative, denn nur sie sitzen in der gesetzgebenden Volksversammlung. Sie sind Judikative, denn sie bilden die Gerichtshöfe. Sie entscheiden über die Politik in ihren Versammlungen und sie müssen ihr am Ende als Heer Geltung verschaffen. Rädelführer der verschiedenen politischen Richtungen sind vorläufig immer noch adelige »Berufspolitiker«, doch wird auch das sich im Laufe des 5. Jahrhunderts ändern.

Peisistratos stirbt als alter Mann, die Übergabe der Macht an seine Söhne gelingt nur kurzfristig. Die – wahrscheinlich persönlich motivierte – Ermordung des einen, Hipparch, wird das demokratische Athen des 5. Jahrhunderts zur Befreiungstat stilisieren. Der andere, Hippias, holt zum Gegenschlag aus. Dazu gehört die Fühlungnahme mit der persischen Seite. Er vermählt seine Tochter mit dem Sohn des Tyrannen von Lampsakos, weil dieser beim Großkönig viel gilt. 510 muss er kapitulieren und Athen verlassen. Aus dem Exil bemüht er sich weiter, die Perser für seine Sache zu gewinnen und hetzt beim Statthalter in Sardes gegen Athen. Eine Gesandtschaft, welche dagegen protestiert, wird mit der Aufforderung zu-

¹⁶ Vgl. Siewert 1979.

rückgeschickt, den ehemaligen Tyrannen wieder aufzunehmen. Athen sah sich, so zumindest Herodot, nach dieser Aufforderung im Kriegszustand mit Persien, wofür die Anwesenheit des Hippia bei der Expedition von 490 nur als Beweis gewertet werden konnte.

Für griechische Aristokraten – die Tyrannen sind nur extreme Beispiele – ist es immer eine Option, bei der persischen Seite um Unterstützung nachzusuchen, wenn sie im inneren Konflikt zu unterliegen drohen. Die persische Reichsorganisation kann mit diesem Verhalten umgehen, ist sie doch selbst eine auf Familienbeziehungen aristokratischer Häuser basierende Ordnung. Das Interesse des Herodot an solchen Verwandtschaftsverhältnissen erlaubt uns einen Blick in ihr Inneres. Dafür sind die Kommandanten der Expedition von 490, Datis und Artaphernes, ein beredtes Beispiel. Datis, ein Meder, tritt zwar in der Beschreibung des Krieges hinter seinen Kollegen zurück, doch dürfte er die eigentliche Leitung des Unternehmens gehabt haben. Artaphernes aber ist der Mann mit den Beziehungen, er ist der Neffe des Dareios, der persönlich von diesem an die Spitze der Expedition gestellt wurde. Die große Ähnlichkeit der aristokratischen Welten diesseits und jenseits des Hellespont erlaubt von Anfang an eine Ebene der Kommunikation, über die das Persereich versucht, die griechische Staatenwelt an sich zu binden. Durch die Unterstützung von kooperativen Aristokraten, beispielhaft – wenn auch erfolglos – im Fall des Hippia, versucht die persische Zentrale, ihr hellenisches Vorfeld zu kontrollieren.

Der Feldherr

Mindestens seit derselben Zeit, in der die Dichtung Homers zur Basis einer gemeinsamen, griechischen Identität wurde (8. Jh.) ist es üblich, militärische Siege durch Waffenweiheungen in bedeutenden Heiligtümern zu dokumentieren. Aus den Epen wird deutlich, dass, wenn zwei gleich edle und starke Helden gegeneinander antreten – und die grundsätzliche Anerkenntnis der Gleichwertigkeit des anderen ist typisch für die epische Welt – allein ein übernatürlicher Richtspruch entscheidet, wer siegen wird. Diese Idee der Gleichwertigkeit der Kontrahenten lässt sich in die Epoche der Phalanx hinüberretten, ist sie doch vorerst eine Ära des ungekünstelten Kräftemessens, ohne Taktik, ohne Finesse, der Konfrontation zwischen zwei gleichwertigen Kämpfern nicht unähnlich. Der Gottheit ist daher weiterhin nach dem Sieg Dank abzustatten.¹⁷

¹⁷ Vgl. Jackson 1991.

Die bedeutenden Kultstätten der griechischen Welt füllten sich mit Trophäen zahlreicher Kriege. Mitte des 5. Jahrhunderts, also in der Generation nach den Perserkriegen, scheint der Glanz der alten Waffen für die Zeitgenossen verblasst zu sein. Entsprechend der Tradition, dass den Göttern nichts genommen werden darf, wanderten die nun nicht mehr zeitgemäßen Waffenweihgaben in die Abfallgruben. Auf diese Weise im Boden konserviert, konnte die moderne Archäologie eine Fülle solcher Waffen bergen, die meisten davon in Olympia, der bedeutendsten Kultstätte des Zeus und Austragungsort der ihm gewidmeten Spiele.

Unter diesen Stücken befinden sich auch mehrere Weihgaben, welche mit den Siegen in den Perserkriegen in Verbindung stehen. Darunter Inventarnummer B2600, ein 1953 gefundener, leidlich eingedrückter Helm korinthischen Typs, der Touristen und auch der Fachwelt seit jeher als »Helm des Miltiades« vorgestellt wird. Die Inschrift, welche diese Zuweisung rechtfertigt, ist auf der linken Wangenklappe des Helms eingeschlagen und lautet: »Miltiades hat (ihn) dem Zeus geweiht.« Die Frage, ob der Helm nun in der Schlacht das Haupt des Miltiades bedeckte, oder von ihm aus seinem Beuteanteil geweiht wurde, also den Kopf eines Feindes schützte, ist insofern von Belang, als die Zuweisung des Helmes an die eine oder andere Seite ein Indiz dafür ist, wie sehr die – höchstens archäologisch begründbare – Zuweisung von Artefakten zur einen oder anderen Seite des Konfliktes noch immer unser Bild der Auseinandersetzung gefangen hält. Die beharrliche Weigerung, die aus der Kultpraxis viel eher nachvollziehbare Lösung, dass der Helm eben einem gefallenen Feind abgenommen wurde, anzuerkennen, ist nur dann verständlich, wenn man sich auf die Differenz der Waffen als einzige Erklärung für den Ausgang des Konfliktes festgelegt hat. Ein griechischer Helm auf persischer Seite ist dann ein Störelement.

Doch muss er das nicht sein, wie uns die Quellen für den großen Perserzug unter Xerxes, zehn Jahre später, beweisen. Zum einen sagt Herodot in seiner Beschreibung der Streitmacht des Xerxes¹⁸, dass Bewaffnung nach Art der Griechen, etwa beim lydischen Kontingent, in Gebrauch war. Vor allem aber kommt es nicht allein auf die Bewaffnung an. Wie oben gezeigt, ist die *panhoplie* ein an eine spezielle Kampfesweise angepasstes Ensemble von Schutz- und Angriffswaffen, so dass die bloße Benutzung von

¹⁸ Herodot, 7.59-99.

Teilen der Bewaffnung noch keinen Unterschied macht. Im Gegenteil: Wer einen Hoplitenschild als Einzelkämpfer benutzt, hat einen deutlichen Nachteil. Erst die Übernahme der Taktik ist dazu geeignet, einen qualitativen Vorteil zu ermöglichen. Sie aber verlangt – um über längere Zeit aufrechterhalten zu werden – nach der Errichtung eines Systems, das in der Lage ist, große Mengen von gleichwertigen, homogen ausgerüsteten Kriegern hervorzubringen. Die achämenidische Regierung wird aus den taktischen Erfahrungen lernen. Sie wird dieses neue operative Element zukaufen.

Miltiades, Sohn des Kimon, war einer der zehn *strategen* – Mitglieder des kommandierenden Kollegiums – welche die athenischen Streitkräfte 490 bei ihrem ersten, bedeutenden Sieg über die Perser bei Marathon befehlten. Zu diesem Zeitpunkt war er 64 Jahre alt und hatte ein wechselvolles Leben hinter sich. Sein Onkel hatte ihn als Erbe eines halbautonomen Kleinfürstentums an der Thrakischen Chersones (Halbinsel Galipoli) eingesetzt, wohin er mit Billigung des obigenannten Hippias gegangen war. Als örtlicher Potentat unterwarf er sich dem persischen Großkönig Dareios, als dieser die Macht des Achämenidenreiches nach Thrakien ausdehnte. 515 nahm er an dessen Expedition gegen die Skythen als Befehlshaber eines kleinen Kontingents teil. Als der Ionische Aufstand ausbrach, schlug er sich auf die Seite der Rebellen. Kurz vor dem Zusammenbruch der Rebellion belud er fünf Schiffe mit dem Staatsschatz und flüchtete in die Heimat der Vorfahren, Athen. Wohl aufgrund seiner Erfahrungen mit dem persischen Militär wurde er, als die Bedrohung Athens spürbar wurde, von 493 an regelmäßig in das Generalskollegium gewählt. Miltiades ist ein weiteres Beispiel für die enge Verflechtung zwischen der griechischen Aristokratie und der persischen Reichsregierung, dieses Mal auf der anderen Seite derselben Schlachtroute.

Der Dramatiker

Angesichts des bisher Gesagten wird deutlich, wie sehr die griechische und die persische Welt schon vor Ausbruch des Krieges strukturell und individuell verbunden waren. Bleibt die Frage nach der zeitgenössischen Beurteilung der Vorgänge, welcher zuerst das Privileg zukommt, moderne Einschätzungen zu relativieren: Aischylos, Sohn des Euphorion aus Eleusis, aus dessen Stück »Die Perser« das Anfangssitzat stammt, hatte selbst in der Schlacht von Marathon gekämpft. 480 nahm er an der Seeschlacht von Salamis teil. Als